This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

FROM THE LIBRARY OF

Professor Karl Heinrich Rau

OF THE UNIVERSITY OF HEIDELBERG

PRESENTED TO THE

UNIVERSITY OF MICHIGAN

BY

Mr. Philo Parsons

OF DETROIT

1871

L. 44 10963

Europäische Annalen

PARSONS LIBRARY University of MICHIGAN

Jahrgang 1816.

Sechstes Stück.

D 1 E8

Tübingen
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1816.

Inhalt.

I. Ueber Englands Reichthum und Deutschlands Wohlstand, in Beziehung auf staatswirthschaftliche Gesetzgebung. Seite 233
II. Der Feldzug von Portugall in den Jahren 1811 und 1812, in historischer und medizinischer Hinsicht beschrieben von einem Arzte der französischen Armee von Portugall. (Beschluß.) S. 272
III. Züge zur Geschichte Dresdens und des Krieges in Sachsen, im Jahr 1813. Dritter Abschnitt. S. 285
IV. Geschichte der Kortes in Spanien, ein Beytrag zur Geschichte der Europäischen Landstände, von M. Semperre, ehemaligem Königl. Prokurator bey der Kanzley von Grenada, Mitglied der Akademie der Geschichte zu Madrid, und Ehren-Mitglied des Raths der Finanzen von Spanien. Aus dem Französischen übersetzt. S. 338

* * *

Codex diplomaticus.

Enthält den Beschluß der Aktenstücke zur Geschichte der Trennung der Schweizerkantone vom Bisthum Konstanz.
9. Verhandlungen des Wiener Kongresses über die Schweizer-Angelegenheiten. S. 173

An das Publikum.

Seit dem Anfange des Jahrs 1815 hat die Zeitung: „der deutsche Beobachter oder die Hanseatische Zeitung" ununterbrochenen Fortgang gehabt; die wesentlichen innern und äußern Verbesserungen, die dem Blatte während dieser Zeit geworden sind, werden den Lesern nicht unbemerkt geblieben seyn. Die Redaktion wird fortwährend weder Mühe, noch Kosten sparen, dem Blatte die Achtung und Zuneigung zu erhalten und zu vermehren, die demselben bey dem vaterländisch gesinnten deutschen Publikum sich zu erwerben gelungen ist. Die bereits sehr bedeutende politische Korrespondenz dieses Blattes wird noch erweitert, und, wie bisher, die aus fremden, zumal die aus englischen und französischen Blättern entlehnten, Artikel sorgfältig und zeitgemäß bearbeitet werden (die im Beobachter gelieferten Bearbeitungen der brittischen Parlaments-Verhandlungen haben ganz oder theilweise eine wörtliche Aufnahme in den ersten deutschen Zeitungen gefunden); auch werden noch fernerhin und häufiger, als es früher möglich war, raisonnirende politische Aufsätze geliefert werden, um, wie bereits durch mehrere über einzelne Artikel des Beobachters veranlaßte Flugschriften und Zeitungs-Artikel geschehen ist, eine vielseitige und sorgfältige Prüfung alles dessen, was dem Vaterlande förderlich, hier und dort zu Tage gefördert wird, zu bewirken. Alle wohllöbliche Postämter nehmen Bestellungen auf diese Zeitung an, die viermal in der Woche am Abend kurz vor Abgang der reitenden Posten hieselbst erscheint, noch denselben

I.

Ueber
Englands Reichthum und Deutschlands Wohlstand
in Beziehung
auf
staatswirthschaftliche Gesetzgebung.

Die Behauptung, daß in Deutschland der große Haufen besser ernährt werde, daß der Stamm seiner Bevölkerung kräftiger und das Getriebe seiner Volkshaushaltung fester und dauerhafter sey wie in England, erscheint wunderlich und unhaltbar, wenn man auch zugibt, daß zur Zeit der Königinn Elisabeth der deutsche Landbau und Kunstfleiß den englischen übertraf: da England seit den Bürgerkriegen die Verwüstungen des Kriegs nur von Hörensagen kennt, indeß Deutschland dadurch bis zum Wendejahr 1814 zerrissen ist; da Englands Städte seitdem sich riesenhaft erhoben, seine Schiffe alle Meere bedeckt, seinem Handel sich die Thore aller Länder, selbst des verschlossenen Chinas, geöffnet, und seine auswärtigen Besatzungen sich über Gibralter, Genua, Civita-Vecchia, Korfu, Maltha, die Bermuds-Inseln, Madera, Canada, die Westindischen Inseln, Curacas, Neu-Schottland, das Vorgebirge der guten Hoffnung, Ceylon, Isle de France, Java, über das Reich am Ganges und bis nach Neu-Südwallis ausgedehnt haben *), indeß Deutschland

*) The army list for Oct. 1814. Staff of foreign stations; worunter noch überdem Holland und Hannover aufgeführt sind, und Helgoland stillschweigend begriffen ist.

seine Städte an Glanz und Macht, wie die alte Cöln, die Gesetzgeberinn des Nordens, wie das einst so waarenreiche Regensburg, Venedigs Vorhof, wie Nürnberg, das zu Lyon Markt hielt, geschwächt oder unter fremde Herrschaft, wie Strasburg, erniedrigt, und längst ohne Flotten seine wenigen Handelsschiffe von Afrikanischen Seeräubern aufbringen sieht, nur die Gewerbe erster Nothwendigkeit mit Erfolg treibt, keinen Handel als vor seinen Thüren hat, und indem es kaum die Erinnerung an seine alten Niederlassungen noch bewahrt, jetzt als des Glückes höchsten Gipfel preist, daß die eigenen Marken, wie es immer sey, wiedervereinigt sind.

Dennoch soll es versucht werden, die Behauptung durchzuführen. Aus den eben gezeichneten Umrissen lässt sich nur sehen, daß sie zwey verschiedenen Gemählden gehören, und daß England die gewaltigste Seemacht ist, welche es je gab, indeß in Deutschland davon kein Schatten ist; es ergibt sich aber keineswegs daraus, daß England durch diese äußern Hülfsmittel mehr Menschen besser ernähre, als Deutschland durch seine innern Hülfsmittel; oder daß der innere Haushalt Englands den innern Haushalt Deutschlands übertreffe. Man hat sich so gewöhnt, bey Untersuchungen dieser Art die Einbildungskraft mit unermesslichen Zahlengrößen und mit dem Zauber jener Gedanken, welche die Gesetze des Hauswesens der Völker seyn würden, wenn ein ewiger Friede unter ihnen und ein vollkommener Rechtszustand in ihnen waltete, zu beschäftigen, daß es schwer ist, die Untersuchung durch den Kreis solcher Nebelgestalten zu der Anschaulichkeit der innern Bestandtheile des Hauswesens zu führen. Inzwischen flößt vielleicht schon eine Frage Vertrauen zu unserer Untersuchung ein, nämlich die: ob in Deutschland der zehnte Mensch sich von Haferbrod nähre, wie in England der Fall ist? *) Das Beyspiel warnt wenigstens vor rascher Entschei-

*) Jacob on the protection of British Agriculture. London

dung, und macht mißtrauisch gegen die Wunder der Arbeitstheilung, welche alle Welt mit Smith gepriesen hat, deren Nachtheile in vielen Fällen aber nun die Engländer selbst nicht mehr verkennen; so wie gegen die Allgewalt des Welthandels, der mit allen seinen Schiffen Englands Getreidebedarf nicht anzufahren vermag; *) geschweige denn gegen die fortwährenden Folgen der Gräuel des Lehnwesens, die Voltaire, und nach ihm Robertson, ja selbst der vorsichtige Hume geschildert hat, da jetzt überall in Europa statt der Fehden nur Kriege geführt werden, und da der Beweis schwer fallen würde, daß die Folgen des Lehnwesens in Deutschland und nicht auch in England wegen des strengen Zehntrechts zu Hause sind.

Soll die Untersuchung mit Erfolg durchgeführt werden; so muß sie das ganze Gewebe der Betriebsamkeit beyder Länder umfassen, und von der natürlichen Fruchtbarkeit des Bodens zu dem Fleiß und Geschick der Einwohner, dann zu den Kunstkräften, welche sie dabey unterstützen, zu der Vertheilung der Einwohner im Lande, und zu der Vertheilung des Vermögens unter ihnen übergehen; und sich in dem Schluß endigen: da die Bevölkerung nothwendig von den Nahrungs-

---

1814. The inhabitants of Great Britain were in 1811, 12,552,144. In a small portion of the most northern part of England and a great part of Scotland, where about 1,250,000, or a tenth of the population of the whole island, may probably be fed on oats in different forms. S. 22. Finlay in der Parlementssitzung vom 8. März 1815. „Habermehl und Erdäpfel sind die einzige Nahrung der Landbebauer in dem Theil von Schottland, den ich kenne."

*) Die Anzahl aller einheimischen und fremden Schiffe, welche 1811 in England und Schottland ankamen, war 20,433, und ihre Tonnenzahl 2,785,331; auf die Tonne 5 Quarter Getreide gerechnet, würden sie nur 13,926,655 Quarter, oder ein Viertel des Bedarfs haben anfahren können. Jacob 30.

mitteln abhängt, wodurch sie unterhalten wird; und da diese Nahrungsmittel, ihrem Hauptbestande nach, nothwendig im Lande erzeugt werden müssen; da ferner die Erzeugung um so leichter und größer ist, je feuchtbarer und bestellter der Boden ist, und da endlich die Ernährung um so leichter ist, je näher die Einwohner bey der Erzeugungsart der Lebensmittel sind; so folgt daraus, daß die bessere oder schlechtere Ernährung des Volks nicht von dem Handels-Ertrage, sondern von dem Landes-Ertrage, und von seiner leichtern oder schwierigern Vertheilung unter die Einwohner abhängt. Da es von selbst einleuchtend ist, daß die Arbeitsweise am vortheilhaftesten ist, welche den Körper und die Seele des Arbeiters zur Vervollkommnung seines Werks zugleich in Anspruch nimmt; so folgt daraus, daß der Volksstamm dort am besten gedeihe, wo jenes am meisten der Fall ist.

Von der natürlichen Fruchtbarkeit in England und Deutschland.

Die englische Landwirthschaft ist der Gegenstand der Forschung mehrerer, durch Fleiß und Scharfsinn ausgezeichneter Deutschen geworden. Es gibt dabey kein Geheimniß, wie bey den englischen Gewerken, und die bey diesen oft so erstaunliche Wirkung von Maschinen *) und Arbeitstheilung findet dabey eben so wenig Statt. Auch hat Niemand geklagt, daß die deutschen Landwirthe hinter den englischen zurückgeblieben sind; aber wohl darüber, daß es an gleich großen Geldkräften fehle. Indeß ist doch dort kein größerer Ernte-Ertrag erhalten, wenn man Arthur Young zum Ge-

*) Was dadurch für den Landbau geschehen, ist in Deutschland schnell nachgeahmt, z. B. der Bailey'sche Pflug. „Der bestmöglichste Pflug, auf Erfahrung und mathematische Grundsätze gestützt, von J. Bailey, mit 2 Kupfern, 4. Berlin 1805."

währsmann nimmt, als er überhaupt in Deutschland erreicht ist, und in Brabant, in einigen Rheingegenden, in der Pfalz und im Württembergischen ist, nach der allgemeinen Meinung, die Ernte reicher. Dadurch wird aber noch nicht nachgewiesen, was der Boden dort und hier im Allgemeinen leistet; und zu der Ausmittlung eines sichern Durchschnitts-Ertrags fehlt es noch an Hülfsmitteln, obgleich es an angenommenen Durchschnitts-Sätzen nicht fehlt. So nimmt Arthur Young z. B. den Durchschnitts-Ertrag an Weizen zu 10⅔ Berliner Scheffel für den Brandenburger Morgen an, Jacob aber behauptet S. 73. daß er weit geringer sey. Preston*) rechnet kaum 8⅘ Scheffel, oder zu 1⅔ Scheffel Einsaat das 7$\frac{3}{11}$te Korn; das Doppelte, oder das 14$\frac{6}{11}$te Korn, und einen Ertrag von 17⅗ Scheffel geben, nach ihm, sehr wenige Aecker. Dieses beweist hinlänglich, daß selbst über die Annahme eines ungefähren Durchschnitts-Ertrags in England keine Uebereinstimmung herrscht, und es würde zu weit führen, die Schwierigkeiten aufzuzählen, welche sich einer richtigen Ertrags-Ausmittlung in einem ganzen Lande entgegensetzen *). Da nun in England die allgemeine Annahme

*) An address to the fund holder. London 1815. S. 38. — of lands of this description (producing forty bushels) there is only a very small portion. The average produce of the kingdom in wheat is not twenty bushels an acre.

*) Wie wenig die landwirthschaftliche Chemie selbst bey einzelnen Gütern noch dazu hilft, gesteht der Staatsrath Thaer in seiner „Geschichte meiner Wirthschaft zu Möglin 1815." S. 10. Er sagt, daß er sich in dem Flächeninhalt des guten Bodens auf Möglin beim Kauf geirrt habe. „Die Mischung der Grundbestandtheile war, wo ich sie untersuchen konnte, auf zwey Drittheil des Feldes gut, und qualificirte es bey guter Kultur zu Gerstboden. Was ich aber nicht bemerkte, waren die im guten Acker liegenden Schrindstellen, die sich bey der feuchten Witterung nicht bemerklich

eines ungefähren Durchschnitts-Ertrags, wozu die Einheit der Verwaltung die Mittel darbietet, nicht erfolgt ist, und diese in Deutschland, bey der Verschiedenheit der Verwaltungen, nicht erfolgen kann; so fehlt es selbst an dieser Grundlage, um die Fruchtbarkeit Englands und Deutschlands zu vergleichen; indeß läßt sich doch künstlich eine Vergleichung anstellen. England liefert keine Fruchtart, welche Deutschland nicht auch in gleicher Güte lieferte; man wiegt dort bekanntlich den Weizen, der in den Handel kommt, und beurtheilt seinen Werth nach Gewicht und Farbe. Die Abstufungen, welche dadurch für den Weizen der verschiedenen Länder gebildet werden, können daher wohl zu einem vergleichenden Maßstab dienen. In diesen Abstufungen folgt aber der deutsche Weizen auf den besten (Danziger) unmittelbar, oder steht ihm gleich; und doch ist damit nur der Norddeutsche und nicht der Süddeutsche Weizen gemeint. Irlands grüner Rasenteppich wird als der schönste in Europa gerühmt, und vielleicht ist überhaupt der Graswuchs üppiger auf den brittischen Inseln als in Deutschland; aber die Wein-

machen, aber bey trockener um so mehr hervortreten. — Wenn man nicht allenthalben die Ackerkrume bis auf den Untergrund durchstechen kann, so ist es zu gewissen Zeiten unmöglich, sie anders als aus den Aussagen der Ackersleute — die nur bey Gutsverkäufen oft gestimmt zu seyn pflegen — zu erkennen."

Auch von seinem Maßstabe, die Tragbarkeit des Bodens und die davon zu erwartenden Ernten, die Auszehung, welche diese bewirken, und das Verhältniß, in welchem Dünger und sogenannte Ruhe oder Brache, die erschöpfte Fruchtbarkeit ersetzen und vermehren, (Anziehung) nach Geaden zu bestimmen; sagt er S. 324: „Ob der Maßstab richtig gradirt, ob die Positionen, die ich — auf Mittelboden — annehmen zu müssen glaube, zutreffend sind, darüber kann ich noch keinen vollgültigen Beweis führen.

berge fehlen dort, welche sich bis in das nördliche Deut
land zur Saale und Sieg hinaufziehen; es fehlen die Ka
nien- und Maulbeerbäume, welche im südlichen Deutschl
gedeihen; und es fehlt der längere Herbst, welcher hier
Gemüse-Ernten vermehrt; obgleich nicht verschwiegen wer
darf, daß in England der Boden zu keiner Zeit des Ja
weder dem Pfluge unzugängig ist, noch den Schafherden N
rung verweigert. Wenn jedoch der Schluß richtig ist, daß
Boden dort fruchtbarer ist, wo er 2 oder 3 Ernten jähr
gibt, als dort, wo er nur 1 Ernte gibt; so ist Süd-Deut
land fruchtbarer als England, weil man dort nicht allein
treide von wenigstens gleicher Güte, wie in England,
dern auch Wein erntet. Auf Nord-Deutschland läßt
zwar dieser Schluß nicht anwenden, aber die Schilderu
welche Jacob seinen Landsleuten davon gibt, ist doch
übertrieben, und scheint auf dem Wege durch die Lüneburg
Heide nach Berlin, wo er gewesen ist, gezeichnet zu se
Von der Ems bis zur Elbe soll es nur einige fruchtbare
genden geben, worauf man Ochsen fett macht! *) Herr
cob ist sonst ein besonnener Schriftsteller, und würde ge
anders geurtheilt haben, wenn er die die unermesslichen W
zenbreiten von Magdeburg nach Leipzig, Erfurt und Fra
furt, oder nur die Märkische Gutswirthschaft gesehen hä
Selbst im Lüneburgschen leben mehr Menschen auf der Q
dratmeile als in Schottland (975 zu 969). In den Mar
ungefähr soviel als in Wales, und im Magdeburgischen

*) S. 42. There are few countries in Europe where
can with lesh reason look forward to agricultural
provement, than in the part of Germany now under
sideration. Though there are some extensive district
good land, which are devoted to the fatting of oxen
which would be less profitable to the occupiers in
arable state, the far greater part of the soil is a sa
heath, bearing little.

Hildesheimschen soviel als in den fruchtbarsten Gegenden Englands. Hieraus läßt sich schon vermuthen, daß der Ertrag des Landbaus zwischen England *) und Nord-Deutschland nicht sehr ungleich seyn mag, besonders da von diesem und nicht von jenem Getreide ausgeführt wird, und ehe dies geschieht, doch zuvor der eigene Bedarf gesichert seyn muß. Ferner verdient wiederholt zu werden, daß England nichts erntet, was nicht auch in Nord-Deutschland geerntet wird. Auch verdient bemerkt zu werden, daß Thaer auf Möglin von 1 Morgen 9¾ Scheffel Weizen erhielt und Arthur Young den englischen Durchschnitts-Ertrag nur zu 10¾ Scheffel berechnete. Hiezu kommt noch der sehr bedeutende Umstand, daß in Nord-Deutschland $\frac{1}{10}$ des Flächenraums für Waldgrund gerechnet werden kann, worauf im eigentlichen England nur $\frac{1}{20}$ des Flächen-Inhalts gerechnet wird. Uebrigens halten die Engländer selbst das nördliche Frankreich für natürlich fruchtbarer als England **); und da jenes nicht so begünstigt ist, als das südliche Deutschland; so läßt sich auch daraus folgern, daß im Ganzen Deutschland natürlich fruchtbarer als England, und daß die Verschiedenheit zwischen Nord-Deutschland und England nicht so groß ist, als zwischen dem nördlichen und südlichen Deutschland unter sich.

*) Preston 11. In the less fortunate districts, the lands, the tenantry, their cattle, and their neighbours, are all in a state of beggary and starvation.

**) Malthus On the policy of restricting the importation of foreign corn. London 1815. S. 11. Our nearest neighbour, possessed of the largest and finest corncountry in Europe, and who owing to a more favourable climate and soil, a more stationary and comparatively less crowed population, and a lighter weight of taxation, can grow corn at less than half our prices.

Vom Geschick und Fleiß der Einwohner.

Die Römer hielten die Britannier für bessere Köpfe als die Gallier *); und die neueste Geschichte scheint dieses Urtheil wieder zu bewähren; indeß hatten die Römer einen Maßstab, der jetzt fehlt; Britannier und Gallier sollten Römisch lernen, und es kam darauf an, wer am gelehrigsten war. Auch standen die Völker damals mehr als jetzt unter dem Einfluß ihres Himmels und Bodens. Die Zimmer waren noch nicht der äußern Luft verschlossen, und die täglichen Nahrungsmittel noch nicht aus den Erzeugnissen aller Länder zusammengesetzt. Jener jetzige europäische Stand, oder die Gleichheit, welche unter den Wohlhabenden aller Länder, durch die Stubenluft, worin, und durch die Nahrungsmittel, wovon sie leben, so wie durch Erziehung, durch gleiche Quellen und Hülfsmittel der Bildung, durch die Mode und überhaupt durch die ganze Lebensweise eingeführt ist, war noch nicht vorhanden. Juvenal zeigt, wie wenig es selbst den vornehmen Römern gelang, in ein solches Verhältniß mit den Griechen zu treten. Die jetzige gebildete Welt in Europa macht ein Ganzes aus, wozu alle Völker das Ihrige, jedes auf seine Weise, beytragen, und woraus sich nicht ausscheiden läßt, was jedes dazu beygetragen hat, obgleich bald das eine bald das andere die Entwicklung der Gedanken, woraus jenes Ganze besteht, beschleunigt hat; denn oft geschah es dort am glänzendsten, woher man es am wenigsten erwartete **). Auch ist noch nicht ergründet, in welchem Verhältniß das Maß der Körperkraft unter den verschiedenen Völkern stehe. Man behauptet häufig, daß es bey den nörd-

*) Tacitus im Leben Agricola's 21. Ingenia Britannorum studiis Gallorum anteferre.

**) Die erste allgemeine Verwaltungs-Ordnung in Europa ist von Soliman dem Großen.

lichen Völkern größer als bey den südlichen sey, aber groß ist die Verschiedenheit nicht, weil sich sonst ihre Wirkung in den Kriegen gezeigt haben müßte. Indeß ließe sich wohl ein Maßstab für die Körperkraft durch eine vergleichende Berechnung finden, wie er sich über das körperliche Geschick durch eine ähnliche Berechnung der Zeit geben ließe, welche nöthig ist, ein Bataillon so einzuüben, daß es in die Linie treten kann. Doch bey dieser Rechnung kommt schon in Anschlag, ob und wie weit blos der Zwang, oder auch Lust und Liebe zum Diehst in Anspruch genommen wird; und Alles, was den Geist und Willen betrifft, entzieht sich bekanntlich der Zahlenrechnung. Das natürliche Geschick möchte aber, so wie die Körperkraft, in Europa nicht sehr verschieden seyn, und der Unterschied, welcher sich unter dem jungen Mannsvolk findet, darin besonders seinen Grund haben, daß die Einen früher und anhaltender als die Andern zu schwerer Arbeit gebraucht werden. Je weniger aber die Natur mit den Einwohnern mitarbeitet, je mehr müssen sie arbeiten. Eigenthum und Arbeit stehen mit einander in Wechselwirkung. Wo der Ertrag des Eigenthümers kärglich ist, muß es auch der Lohn des Arbeiters seyn, und der Ausspruch des Sachsenspiegels unbedingt gelten, daß des Knechtes Lohn sein Leben sey; dort wird mit des Jahres langer Arbeit nichts verkauft, als der nothwendige Lebensunterhalt. Eine solche Arbeit, wozu allein der Hunger zwingt, läßt sich nicht Fleiß nennen, und das eigentliche, aber jetzt entstellte Wort dafür ist Herrendienst. Aber auch wo das Leben durch ein Paar Arbeitstage gewonnen wird, weil die Natur Vieles von selbst gibt, sucht man den Fleiß oft vergebens. Die Lazeroni zeichnen sich durch natürliches Geschick aus, und leben im Garten von Europa, aber im bettelhaftesten Zustande, indeß man in den Gebirgen von Schweden und Norwegen zwar Brod aus Baumrinde, aber kein Bettelbrod kennt. Es entscheidet weder die Schwierigkeit noch die Leichtigkeit, das Leben zu ge-

winnen über den Arbeitsfleiß, sondern ein höherer Gedanke, der sich aus allen seinen Verzweigungen auf häusliche Tugend zurückführen läßt: auf die fromme redliche Sorge für Frau und Kind.

Hiernach hängt eine Vergleichung zwischen dem Arbeitsfleiß in England und Deutschland mit dem edelsten Kleinod beyder Völker zusammen. Daß diese Vergleichung sich weder auf Verschiedenheit der Körperkraft noch des natürlichen Geschicks gründen kann, ist oben gezeigt. Das Kunstgeschick ist aber ein Ausfluß des Arbeitsfleißes, da es ohne diesen nicht erworben wird. Indeß wird die Untersuchung durch die Beschränkung auf reinen Arbeitsfleiß, oder freye Thätigkeit für das Hauswesen nicht erleichtert. Sie besteht eben so sehr im Ersparen als im Erwerben, und entzieht sich dadurch um so mehr dem forschenden Auge. Am sichtbarsten ist allenfalls bey der Viehzucht der Gewinn, der durch Schonung entsteht, und in Absicht auf Wartung und Pflege der Pferde ist den Deutschen der Vorzug unbedingt eingeräumt, auch behauptet, daß deutsche Mannschaft auf englischen Pferden die vollkommenste Reiterey bilden. Wie dem indeß sey, unbestritten ist, daß die Deutschen die Lehrer Europas im Bergbau gewesen *), und darin noch nicht übertroffen sind, und was sie hierin in der schwersten, gefährlichsten und verwickeltsten Arbeit (das Seewesen ausgenommen) geleistet haben, müssen sie auch in andern Gewerben leisten können. Wo sie und die Engländer unter gleichen Bedingungen den Landbau treiben: in Amerika soll der ihrige sich, nach dem übereinstimmenden Urtheil der Reisenden, am meisten empfehlen. In Europa sind die Bedingungen zu ungleich und zu wenig unter einander abgewogen, um irgend einen Schluß,

*) Deutschen Bergleuten verdankt man nach Schwartzoy die Aufnahme der Ungarischen, nach Hausmann der Norwegischen, nach Humboldt der Amerikanischen Bergwerke.

ohne Rücksicht auf diese Bedingungen, zu gestatten, und es läßt sich von dem Arbeitsfleiß der beyden Völker nicht handeln, ohne jene Bedingungen vor Augen zu haben. Thaer sagt, daß der deutsche Landbau verhältnißmäßig mehr Hände beschäftigt als der englische *), und schließt daraus, daß er gegen diesen im Verlust stehe. Kraus, ein gleichfalls sehr geschätzter Staatswirth, glaubt dagegen **), „daß das Stimmrecht, welches der Pächter auf Lebzeit, dessen Pachtgeld jährlich wenigstens 40 Schilling beträgt, bey den Wahlen der Parlamentsglieder hat, vielleicht mehr zu der gegenwärtigen Größe von England beygetragen habe, das alle gepriesenen Handelsverordnungen dieses Staats zusammengenommen.“ Beyde Meinungen führen in ihrem Verfolge auf den Streit: ob große oder kleine Güter vortheilhafter seyn; der zwar entschieden scheint, wenn man zugeben muß, daß auf großen Gütern wohlfeiler gebaut wird; der sich aber doch mit verstärkter Kraft erneuert, wenn man aus diesem Satz weiter folgert, daß also am wohlfeilsten gebaut werden würde, wenn ein ganzes Reich als Pachtgut behandelt werden könnte. Sonderbar genug, wie in diesem Fall alle Einwohner Tagelöhner seyn würden, so würden sie es auch bey möglichst getheiltem Eigenthum seyn, und also beyde Meinungen in ihrem weitesten Umfang genommen, gleiche Wirkung haben; oder mit Graf Lauderdale ***) zu reden, wenn alle Engländer als arme Schotten leben wollten, so würden 12 Millionen von ihnen auf 4,800,000 Morgen Land hinlänglichen Unterhalt haben. Es ist aber auffallend, daß die Vertheilung des Grundeigenthums, wie sie seyn sollte, in Untersuchung ge-

*) Nach Colquhoun 5½ Millionen Menschen.

**) Staatswirthschaft, herausgegeben von Hans v. Auerswald. Berlin 1808. 3. S. 282.

***) Inquiry into the nature and origin of public wealth. Edinburgh. 1804. 438.

bracht ist, ehe untersucht worden, wie die Vertheilung des Eigenthums wirklich ist; worüber selbst für Frankreich die Nachrichten mangelhaft sind, so streng auch ihre Sammlung befohlen wurde. Noch dunkler ist die Entstehungsgeschichte dieser Vertheilung geblieben, und sehr zu wünschen, daß Sartorius die Forschung über die Ansiedelungsweise der Germanen in den römischen Provinzen unter erweiterten Gesichtspunkten fortsetze. Man weiß weder in England noch in Deutschland wie viel Güter vorhanden sind, worauf der Wirthschaft alle landüblichen Hülfsmittel gegeben werden können; wie viel Länderey mit dem Pflug und wie viel mit der Hand bearbeitet wird; wie sich die verwalteten zu den ausgethanen Gütern, die Zeitpächter zu den Erbpächtern, die Landwirthe zu den Tagelöhnern verhalten. Den einzigen sichern Vergleichungsgrund gibt bis jetzt die Verschiedenheit des Rechtszustandes, unter dem die englische und deutsche Landwirthschaft steht. Mit Ausnahme der Zehnten und einzelner Bedingnisse sind die grundherrlichen Lasten deutscher Bauern in England unbekannt, aber auch ihre Erbrechte, oder überhaupt das Meierwesen, dem, nach der Geschichte, Deutschland seinen Anbau verdankt *). Die deutschen Staatsgesetze über die Erhaltung der Höfe, über den gutsherrlichen Erlaß bey Mißwachs, über das Näherrecht der Zehntpflichtigen bey Zehntverpachtungen, und über die Dorfverfassung überhaupt, machen das deutsche Bauerwesen zu einem Theil des Staatsrechts, indeß in England darüber blos das bürgerliche Recht waltet, höchstens mit Ausnahme des Gesetzes von 1499, wonach weder Tod noch Kauf die Gutspacht bricht, wenn man darin mehr als Schutz gegen Rechtsstreitigkeiten finden will. Man mag in Zweifel ziehen können, ob der deutsche Bauer Eigenthümer sey; Erbbesitzer ist er gewiß, und mithin sein Zustand für Kind und Kindeskinder gesicherter als der Zustand

*) Gesenius über das Meierrecht.

der englischen Pächter. Auch erklärt sich schon hieraus, daß die Zahl der Landwirthe in Deutschland größer ist, als in England; um Bauer zu seyn, braucht man kein baares Vermögen zu haben; aber um Pächter zu seyn, muß man es haben. Hieraus erklärt sich ferner, daß in England die Anzahl der Tagelöhner größer seyn muß als in Deutschland, wo der Bauer sein eigener Tagelöhner ist, und überdem durch Herrendienst die Stelle des Tagelöhners bey seinem Gutsherrn vertritt. Die Zahl der großen Güter muß in Deutschland schon deswegen größer seyn, weil hier die Domänen erhalten und durch die geistlichen Güter vermehrt sind, indeß sie in England auf verschiedene Art verschwunden, und z. B. nach Hume ein Kloster für einen Pudding weggegeben ist. Die Pächter der deutschen Domänen gehören zu den Staatsbeamten, und können sicherer als die Pächter der englischen Großen darauf rechnen, daß sie die Domänenpachtungen für sich und ihre Erben behalten, welchen Grundsatz der große König Friedrich auch in seinen Werken hinterlassen hat.

Ob die deutsche oder englische Weise die vorzüglichere sey, läßt sich vielleicht aus der Frage beurtheilen, ob der englische Landbau die Kriegslasten würde haben tragen können, welche so lange auf den Deutschen geruht haben? Daß er dazu fähig gewesen sey, wird Niemand behaupten, welcher die Verlegenheiten kennt, worin er 1815 durch das bloße Fallen der Getreidepreise versetzt wurde. Ob sich der englische Tagelöhner besser stehe als der deutsche, ist schwer zu entscheiden; in beyden Ländern nimmt man sein ganzes Tagewerk in Anspruch, und in beyden Ländern ist dieses Tagewerk im Geldpreise gestiegen; und in England, wie Campbell *)

*) A lettre on the proposed alteration of the corn laws. Edinburgh 1814. S. 25. Vor 30 bis 40 Jahren war der Tagelohn 9 Pence, jetzt 2 Schilling 3 Pence; damals war der Mehlpreis $10\frac{7}{12}$ Pence, jetzt ist er 1 Schilling 5 Pence.

behauptet, höher als der Geldpreis des Getreides. Er hat wöchentlich von 1802 bis 1814 ein ständiges Wochenlohn von 12 Schilling auf dem Lande bezahlt, welches, die Getreidepreise ausgeglichen, 1½ Rthlr in Deutschland machen würde. Doch solche Berechnungen täuschen nur zu sehr. Darin kann aber keine Täuschung seyn, daß er erzählt *): Einer seiner Arbeiter habe in 20 Jahren nur zweymal Fleisch auf dem Tisch gehabt, und dieses erinnert an das Huhn im Topf, welches der gute Heinrich seinem Landvolk Sonntags wünschte, ohne sich in weitläufige Zahlenrechnungen einzulassen, obgleich er sich auch darauf bey Sully verlassen konnte. Daß dieser königliche Wunsch nicht in Erfüllung gegangen, ist weltbekannt. Monthion meint sogar, daß die Hälfte des französischen Volks kein Fleisch esse **); und findet das recht gesund. Le regime vegetal est sain; il a son agrément quand on peut y joindre du lait, du fromage et du beurre. Aber Campbell geht noch weiter, und hält die theure Zeit für die beste Lehrmeisterinn des großen Haufens

Nach Edin's Untersuchungen über den Zustand der Armen, (worauf er große Kosten und die Mühe seines Lebens verwandt hat) kommt die Hälfte des Tagelohns auf Brod, die andre Hälfte auf die übrigen Lebensbedürfnisse.

*) S. 23. A family of four, the father an active young man, the mother, two young children from two to six, and one at the breast, are supported on four peeks of meal per week, besides broth (I have this information from the mother of the family) the broth has occasionaly in it a piece of meat, but more generally merely a little fat drippings. That animal food is not necessary, however, was proved by the labourer above mentioned, who informed me, that during the whole subsistence of his married state, above twenty years, he had only had flesh in his house twin.

**) Quelle influence ont les diverses espèces d'impôts sur la moralité etc. Paris 1808, S. 133.

in anständigem Betragen *). Dadurch könnte man wohl mißtrauisch werden, aus dem Tagelohn, welchen er gibt, einen Schluß zu ziehen; besonders wenn man damit die glänzenden Schilderungen anderer Engländer, von der glücklichen Lage ihrer Tagelöhner in Vergleich mit den Arbeitern auf dem festen Lande, vergleicht. Doch hält auch Graf Lauderdale **) 12 Schilling die Woche für den üblichen Arbeitslohn in Schottland; und Birkbek sagt in seinem Gutachten an den Untersuchungs-Ausschuß über das Korngesetz, daß die Arbeiter bey hohen Getreidepreisen von den Armen-Anstalten unterstützt würden ***). Diese Unterstützung richtet sich nach dem Brodpreise, und nach dem Maßstab von ungefähr 5 Scheffel Weizen jährlich für den Kopf ****). Das ist weniger als man in Deutschland rechnet, und doch beträgt die Armensteuer in England mehr als das gesammte Staats-Einkommen des preußischen Reichs; auch ist es in Deutschland überhaupt noch so weit nicht gekommen, daß die Bauern Almosen erhalten; wodurch die Gemeine-Abgaben in England so in die Höhe getrieben sind, daß sie dem Gutsherrn von 150 Morgen im Jahr 1790 schon 17 Pf. 13 Schill. 10 Pence, und 1813 beynah 40 Pf. koste-

*) I need not say, that in the years of scarcity the people were much more decent in their appearance from the necessity of sobriety.

**) Letter on the Corn Laws. At the union the peck of oatmeal was 6¾ d and a day's wages 5 d; (while) at present, oatmeal is worth 1 Sh. 3 d the peck, and the labourer can earn better than 2 S. a day.

***) Torrens on the corn trade. London 1815. S. 232.

****) Jacob S. 18. The magistrates in allotting the rates of parish allowance to the poor, generally fix them at the price of two quartern loaves per week, for each individual in a family; and — 104 quartern loaves require a little more than a quarter of wheat.

kosteten, indeß der Arbeitslohn doch auch von 85 auf 161 Pf. stieg *). Die Armensteuer hat also auf der einen Seite das Steigen des Arbeitslohns nicht verhindern können, und von der andern Seite hat sie die Täuschung begünstigt, daß durch die Niederhaltung des Arbeitslohns an den Gewinnungskosten erspart würde, welches nicht geschehen ist, da an Armensteuer mehr aufgewandt als an Arbeitslohn erspart ist **). Seine jähe Steigerung seit 1813 ist dem preußischen Landbau allerdings theuer zu stehen gekommen; indeß haben dadurch nur die großen Gutsbesitzer und nicht die Bauern verloren, welche vielmehr einen Theil dieses Tagelohns verdient haben. In England dagegen haben die Landarbeiter ihren Zustand während des Kriegs nicht verbessert, weil sich sonst die Armensteuer nicht hätte vermehren können; und was die Landwirthe an Arbeitslohn erspart haben, ist durch die Armen-Beyträge wieder verloren. Es gibt keinen Beweis, der mehr in die Augen fällt, als diese unleugbaren Thatsachen, von dem Vortheil der deutschen Bauerwirthschaft über die englische Taglöhnerwirthschaft, oder davon, daß die Arbeit auf den großen Gütern nicht allein von eigenthumslosen Tagelöhnern, denen höchstens ein Haus und Garten eingeräumt wird, sondern zugleich auch mit Hülfe einer Menge kleiner Landeigenthümer geschieht. Was bleibt jenem Haufen von Knechten und Mägden in England übrig, wenn der Gutspächter ihre Lebenskraft verzehrt hat? Nichts als die Armenanstalt, denn zum

*) Siehe die sehr nützliche Vergleichung der Gewinnungskosten von dem Board of Agriculture bey Torrens S. 286.

**) Torrens. 141. The country parishes may probably pay a higher rate than those situated in towns. Malthus observations 42. It appears from the evidence before parliament, that wages, *when they have not been obviously and purposely kept down, by parish allowances*, have risen about in the same proportion as the price of corn.

eignen Pachten gehört Vermögen, welches sich von 12 Schillingen die Woche nicht erwerben läßt, und wie wenig sind der kleinen Pachtungen gegen die Anzahl der Knechte! In Deutschland ist ihre Anzahl bey Weitem geringer, und zu den Bauerhöfen, woraus sie kommen, kehren sie durch Erbrecht oder Heirath zurück. Dann sind sie wenigstens ihre eignen Tagelöhner, und es bedarf keines Beweises, daß es dem besser geht, der sich selbst, als dem, der einem Andern dient, so wie daß er für sich selbst fleißiger als für einen Andern ist. Wer durch diese Thatsachen von unserer Behauptung noch nicht überzeugt ist, dem läßt sich ein Beweis geben, welcher ihn mit Schauer erfüllen wird. Wir wollen die Vergangenheit nicht aufwühlen, und die Geschichte jener Schädelstätte nicht reden lassen, die auf Irlands Höhen zur Warnung liegen; nur Malthus wollen wir klagen lassen *); daß der Landbau 1814 einen so plötzlichen und entscheidenden Stoß erhalten hat, daß eine große Anzahl von Landarbeitern arbeitslos geworden ist, und daß besonders in Irland davon unglückliche und beunruhigende Folgen zu fürchten sind. Diese Furcht ist nur zu gegründet gewesen, der Aufruhr in Irland ausgebrochen und nicht wieder gedämpft. Eine eben so plötzliche Preisänderung wie in England hat mehrmals in Deutschland bekanntlich stattgehabt, und doch ist daraus nichts weiter als einige langsamere Zahlung hin und wieder erfolgt.

Die englischen Pächter lassen sich unter sich selbst nicht

*) On the policy. S. 25. The check to cultivation has been so sudden and decisive, as already to throw a great number of agricultural labourers out of employment; and in Ireland this effect has taken place to such a degree, as to threaten the most distressing and even alarming consequences. The farmers, in some districts, have entirely lost the little capital they possessed; and unable to continue in their farms, have deserted them. Jacob. 68.

vergleichen, und um so weniger mit den deutschen. Die angesehensten Londoner Kaufleute haben oft in ihren Büchern ein Conto für ein entferntes Pachtgut, worauf sie entweder einen Afterpächter oder Verwalter halten; und überhaupt sind die großen Pachtungen Gegenstand eines allgemeinen Verkehrs in England. Die kleinern Pachthöfe *) treten aber dort an die Stelle der Bauerhöfe in Deutschland, wo eigentlich nur die Domänen und adelichen Güter verpachtet und die Pächter mehr als geschlossener Stand wissenschaftlich gebildeter Landwirthe betrachtet werden. Es ist schon oben berührt, daß die englische Gesetzgebung das Pachtrecht, (die Grundlage der englischen Landwirthschaft) in besondern Schutz genommen und damit öffentliche Rechte verknüpft hat; so wie daß die deutsche Staatswirthschaft ähnlichen Grundsätzen für die Domänenpächter gefolgt ist. Beydes hat großen Erfolg gehabt, und musste für England um so größern Erfolg haben, je mehr Geldkräfte der reiche Handel dem Landbau anbot. Auch gebührt den englischen Landwirthen die Ehre, daß sie den deutschen vorangegangen, diesen aber, daß sie nicht zurückgeblieben sind, so ungleich auch die äußern Bedingungen waren. Im Frieden erst muß es sich zeigen, wer von beyden in der Wissenschaft und in ihrer Ausübung zurückbleibt. Denn, auch der englische Pachter ging in den letzten Kriegsjahren nicht auf Rosen. Geld war gegen die beste Sicherheit nur zu 8 bis 10 % zu haben, wegen der Staatsanleihen **).

*) Preston. S. 46. In every parish one or two farmers of wealth and capital may be found. The others subsist from day to day without any means of paying rent, taxes, tithes, or for labour, except by a sale of part of their produce; and frequently the farm yields no other saleable article than corn.

**) Preston. S. 30. During the late war, and it was one of its greatest mischiefs, no money was to be obtained by

Bey ihren Gutsbesitzern rühmen noch jetzt die Engländer den hausväterlichen Sinn, der sie auf ihrem Erbe zurückhält, und die wohlthätigen Wirkungen ihres Aufenthalts für die Gutsverwaltung. Glücklicherweise kann man das auch von den deutschen Gutsbesitzern noch rühmen, und allerdings ist für den Landbau entscheidend, ob die Grundeigenthümer auf ihren Gütern oder in einer fernen Hauptstadt leben, wie besonders Frankreich fühlte, als Richelieu die Großen an den Hof rief. Daß aber der 12te Engländer in London lebt, und daß von diesen gilt, was mehrere Schriftsteller von allen verstanden wissen wollen, daß sie besser leben als die übrigen Europäer *), das hat den entscheidendsten Einfluß auf den ganzen englischen Landbau gehabt, weil unter ihnen weder Brod noch Gemüse, sondern Fleisch Hauptnahrung ist **), und weil sich das Vieh leichter als Korn versenden, also aus entfernten Gegenden an den höhern Viehpreisen der Hauptstadt ***) und der übrigen Handelsstädte Theil nehmen läßt, so ist der Hauptgesichtspunkt bey der englischen Landwirthschaft Viehzucht, die aller-

individuals, even on the most eligible securities, at a less rate than from eight to ten per cent. To procure 10,000 l. on a regular mortgage was next to impossible.

*) Jacob S. 12. This great body of human beings is accustomed to live with a degree of comfort, which is not enjoined by the corresponding ranks of Society in any other country, and which was unknown to our ancestors in every preceding age.

**) Torrens. 265. Our increased wealth, by rendering animal foods a part of the subsistence of all classes, and consequently, causing a great proportion of the soil to be kept under pasture . . .

***) Preston 17. There is frequently a difference of thirty per cent between the price of meat in the metropolis and in the markets of distant countries.

dings durch den Dünger auch auf den Getreidebau vortheilhaft wirkt; indeß würden doch die englischen Pächter in größere Verlegenheit, als die römischen Priester bey Einführung des Christenthums, kommen, wenn die Städter die Religion der Hindu annähmen, und Niemand würde weiter des Düngers wegen Futterkräuter statt Getreide bauen, und seinen großen Viehstamm unterhalten wollen, wenn es an Fleisch-Essern fehlte. An eine solche Umänderung der englischen Lebensweise ist nun freylich nicht zu denken, aber der bloße Friedenszustand von 1815 hatte die Lage der Pächter zwischen dem brüllenden Hornvieh, wofür es an Käufern, und zwischen dem donnernden Landlord, wofür es an Pachtgeld fehlte, so peinlich gemacht, daß sie selbst von beträchtlichern Gütern auf und davon gingen *). Der Geldverkehr, den der Krieg erzeugte, und der Reichthum, welchen der Handel gab, hatte den Kauf und Verkauf der Güter sehr befördert; die hohen Getreidepreise und der kaufmännische Sinn der neuen Gutsherren die Pachtungen gesteigert. Wenigstens ist dem Parlament nachgewiesen, daß die Pachtpreise sich nicht bedeutend verändert haben, wo die Güter und Pachtungen seit undenklicher Zeit von dem Vater auf den Sohn gekommen sind, und wo Gewohnheit, Erinnerung, Vertrauen und Anhänglichkeit ihre Kraft äußern **), sondern nur dort, wo der Geldgeist allein das Verhältniß zwischen Gutsherrn und Pachter bestimmt, auf neugekauften Gütern und in der Umgebung großer Städte. Dort ist das gutsherrliche Einkommen, nach Smith's Grundsatz, dem höchsten Ertrage gleichgebracht. Dieser Ertrag selbst

*) Jacob S. 81. In one parish in Kent, three farms of nearly 400 acres (600 Morg.) are now uncultivated: their leases expired of Michaelmas and though offered at low rents no tenants have been found for them.

**) Preston 15.

richtete sich in dem 20jährigen Kriege nach dem durch seine Ausgaben verringerten Werth des Geldes, nach dem erhöhten Preise des Getreides und nach den unermesslichen Ankäufen, welche der Staat für Flotten und Heere machte, worüber das einzige Beyspiel Licht genug verbreitet, dass Wellington's Heer in Spanien selbst mit englischem Schlachtvieh versorgt wurde. Als nun der Friede eintrat *), und die Vorräthe des Staats nicht weiter vermehrt, sondern vielmehr verkauft wurden, zugleich aber von der nahen französischen Küste **) der Weizen um die Hälfte des bisherigen englischen Preises nach London kam; wie musste dadurch die Rechnung und der Haushalt des englischen Landwirths zerrüttet werden ***)! Hätte er blos Getreide gehabt, so liess sich allenfalls die Zeit und der bessere Preis abwarten, aber bey dem Mastvieh war das Aufschieben des Verkaufs Vergrösserung des Verlusts. Wie weit fester in sich begründet erscheint dagegen die deutsche Bauerwirthschaft. Was daraus des Gutsherrn ist, ändert sich nicht, und besteht grösstentheils in Diensten und Fruchtgefällen, welche die Kräfte des Hofes nicht erschöpfen können, weil sie diese seit Jahrhunderten nicht erschöpft haben; bey natürlichen Unglücksfällen überträgt der Gutsherr durch herkömmlichen Erlass seinen Theil des Schadens, und niedrige Getreidepreise sind für den Bauer kein Unglück, so lange gute Ernten für ihn kein Unglück sind, weil Deutschland kein Getreide einführt, und das

*) Malthus on the policy. 6. The peace, it must be allowed, was most unexpected.

**) Im Oktober 1814 galt dort der Quarter 38 Sh. Malthus 13.

***) Jacob berechnet 25 § Verlust S. 79. Malthus on the policy. 35. Already, in all the country towns, this diminution of demand has been felt in a very great degree; and the surrounding farmers — are quite unable to make their accustomed purchases.

Fallen seiner Getreidepreise also nur die Folge guter Ernten seyn kann. Es lässt sich zugeben, daß das Getreide, was der Bauer erntet, mehr kostet, als das Getreide, was auf großen Gütern durch Tagelöhner geerntet wird; aber diese größern Kosten deckt der Bauer für sich durch Nebenarbeiten, wozu der Taglöhner weder Zeit noch Kraft übrig hat; und in der staatswirthschaftlichen Rechnung muß von diesen Mehrkosten abgesetzt werden, was der Spann- und Handdienst des Bauern an den Gewinnungskosten auf den großen Gütern erspart. Hiezu kommt dann, was sich der Geldrechnung entzieht, der Vortheil einer rüstigen Bauern-Bevölkerung gegen eine Tagelöhner-Bevölkerung, die im 50sten Jahr abgelebt und häufig verkrüppelt ist. Eine Armenpflege auf dem platten Lande, die mit dem Kirchenpfenning der Bauern bestritten wird, und eine Armenpflege, welche die Einkünfte der mächtigsten Reiche des festen Landes übersteigt. Die nothwendige Folge der Bauernwirthschaft ist ferner, daß die Viehzucht, örtliche Begünstigungen ausgenommen, nur als Hülfsmittel des Getreidebaus benutzt und die Mastung mehr als besonderes Gewerbe betrieben wird; wovon die Wirkung sowol ist, daß größere Getreidevorräthe erzeugt werden, als auch daß sich unter dem Landvolk der Handelsgeist weniger verbreitet, welcher ihm nur zu leicht verderblich wird. Glücklicherweise liefern auch die Küstenländer, Polen und Ungarn, das Vieh wohlfeiler, als es im Innern geschehen würde, wenn man dem Getreidebau dazu Kräfte entziehen wollte, welches überdem nicht geschehen könnte, ohne die landwirthschaftliche Ordnung und Gesetzgebung zu ändern. Diese landwirthschaftliche Ordnung ist es, welche Deutschland die Kraft gegeben hat, das schwere Verhängniß der Zeit zu bestehen und sich darüber zu erheben. Es ist eine sehr künstliche, durch lange Jahrhunderte gebildete Ordnung, welche sich mit großem Erfolg weiter entwickeln, aber, ohne ihre Verzweigungen gewaltsam zu zerreißen, nicht vereinfachen lässt. Sie ist natürlicher

als die englische, weil sie der Mehrzahl von denen, die den Boden bauen, ein Recht daran gibt; sie ist kraftvoller, als die englische, weil sie die Mehrzahl derer, die den Boden bauen, besser nährt; und sie ist erfolgreicher, als die englische, weil sie den Fluch eines langen Kriegs ertragen, und diese die Segnungen eines unerwarteten Friedens nicht ertragen hat.

Das Uebergewicht der englischen Gewerbsamkeit über die deutsche ist weltkundig, und der Grund davon bald in der freyern Staatsverfassung, bald in den Schutzgesetzen über Handel und Gewerbe, bald in der Arbeitstheilung und dem Maschinenwesen gesucht; aber Niemand, weder in noch ausser England, hat die Untersuchung auf das Uebergewicht des natürlichen Geschicks und Arbeitsfleißes gegründet, sondern es ist vielmehr behauptet, daß, wenn Engländer und Deutsche unter gleichen Bedingungen arbeiten, ihre Arbeit sich gleich sey; und diese Meinung ist mit vielen Beyspielen erläutert. Es ist freylich unmöglich, ohne englischen Stahl Feilen von der Güte, wie die englischen, zu hauen; oder aus Märkischen Kuhfellen, Leder wie aus Buenos-Ayres, Häute zu gärben; oder aus Heidschnuckenwolle Vigongotücher zu weben. Eben so unmöglich ist es, mit den Engländern Preis zu halten, wenn man ihnen den rohen Stoff zur Arbeit abkaufen muß, den sie als Steuer oder Grundzins aus beyden Indien von ihren Unterthanen und Sklaven, von mehr als 44 Millionen Menschen erhalten. Doch ist eine ganz andre Frage: wie sich die Handwerker zu einander verhalten? Der größte Handel eines Volks ist und bleibt nothwendig sein innerer kleiner Verkehr *), und welche mechanische Kräfte in den Gewerken arbeiten mögen, die Arbeits-

*) Jacob 149. The internal consumption amount to ten times the value of that which is vended in the foreign markets.

hand ist und bleibt bey ihnen die Hauptsache. In Rücksicht der Gewerke ist seit Colbert die Meinung verbreitet, daß sie nicht dadurch aufblühen, daß sich viele, von einander unabhängige, Handwerker damit beschäftigen, sondern daß viele, und zwar sich gegenseitig unterstützende, Gewerkleute von einem Unternehmer beschäftigt werden. Es ist dieselbe Meinung, welche seine Gegner, die Physiokraten, auf den Landbau für die großen und gegen die kleinen Güter übertragen haben. Läßt sich aus dieser letzten Meinung folgern, daß es am besten sey, wenn das ganze Reich in ein Pachtgut verwandelt werde, so läßt sich aus Colbert's Meinung folgern, daß man das ganze Reich als eine Fabrik betrachten müsse. Beyde Meinungen nehmen offenbar zu viel auf den möglichsten Ertrag, und zu wenig auf das Hauswesen, die Neigung, Hoffnung und Zufriedenheit des Einzelnen Rücksicht. Bey den Gewerben läßt sich zwar die Vereinigung in eine Hand leichter erreichen, wie bey dem Landbau, wo die Anzahl der großen Güter mit der ursprünglichen Landvertheilung, und dann mit den Stande der städtischen Bevölkerung zusammenhängt; auch sind einzelne Gewerbe wirklich in manchen Ländern in eine Hand gebracht, z. B. Tabaksfabriken, andre erfodern wegen ihrer Eigenthümlichkeit Betrieb im Ganzen, wie der Bergbau, und es würde überhaupt Unrecht seyn, wenn man Colbert's Meinung in der so eben angedeuteten Ausdehnung verstehen wollte, und nicht vielmehr blos von den unbestreitbaren Vortheilen, welche die Gewerbe dadurch erlangen, daß sie wissenschaftlich geleitet, und daß große Geld- und Kunstkräfte darauf verwandt werden, aber daraus folgt nicht, daß der Gewerbbetrieb in größerem Verein, dem Gewerbbetrieb des Handwerkers, oder in diesem Sinn und ohne an Vorrechte zu denken, der Manufakturgeist dem Zunftgeist vorzuziehen sey; so lange es nicht erwiesen ist, daß man für fremde Rechnung besser arbeite als für die eigene. Allerdings wird derjenige mehr und wohlfeilere

Schuh liefern, welcher die rohen Häute im Großen ankaufen, auf eigenen Gerbereyen bereiten, und daraus von mehrern Arbeitern, die sich in die Hand arbeiten, Schuh machen läßt, als die Schuster, welche jeder für sich arbeiten; aber werden seine Leute mehr als die Arbeitsstunden arbeiten? gewiß nicht; wird ihre Arbeit so preiswürdig seyn, wie die der Gerber und Schuster? gewiß nicht; werden sie in gleichem Wohlstande mit diesen seyn? auf keinen Fall. Der Beweis hiervon liegt darin, daß der Manufakturgeist dahin strebt, den Arbeitslohn zu verringern, und das kann er nur, wenn er die Handwerke in so viel Theile zerlegt, daß diese Theile von Tagelöhnern geliefert werden können, wie z. B. in der neuen Schuhfabrik zu London, worin die Schuh, mit Ausnahme einer kleinen Naht zwischen den Vor- und Hinterstücken zusammengenagelt werden, und das Handwerk im Zuschneiden nach Richtstücken, in ein einfaches Nähen, und in Nageleinschlagen aufgelöst ist. Lassen sich die Handwerke auf diese Art nicht theilen, so bezahlt sich die Arbeit auf eigener Werkstatt wohlfeiler als auf der fremden, weil die größere Freyheit bey jener mit in Anschlag kommt. Sie hat unstreitig auf den europäischen Begriff von Handwerk Einfluß gehabt, und ihn glücklicherweise noch nicht verloren. Sprach- und Rechtslehrer haben sich vergebens bemüht, den Begriff des Handwerks*), von der Arbeit

*) Campe's Wörterbuch. Handwerk, die Fertigkeit, Kunst, die Naturerzeugnisse weiter zu bearbeiten und zu verarbeiten, allerley Arbeiten mit den Händen, jedoch mit Hülfe von Werkzeugen zu verfertigen, die meist nur durch Nachahmung und Uebung erlangt ist, und keine besondere Anstrengung der Geisteskräfte erfodert; besonders aber die Fertigkeit als ein Gewerbe betrachtet, welches in einer gewissen Ordnung und mit Beobachtung gewisser Gebräuche betrieben wird; zum Unterschied von Kunst, im höheren Sinn, und Wissenschaft. Runde's Deutsches Recht §. 465. Handwerksleute, welche rohe Ma-

sowohl des Tagelöhners als des Künstlers, zu trennen und genau zu bestimmen; die Staatswirthe haben ihn ganz verwischt, indem sie nur von Gewerb-Arbeit handeln, und von dieser sogleich auf Zunft- und Innungs-Rechte, wie selbst Kraus 2. 45, kommen. Diese Rechte sind in Frankreich Unruhen zerstört, aber die Handwerke bestehen dort, wie in dem übrigen Europa, nach wie vor, und Jeder weiß zwar, was er sich darunter zu denken hat, aber wie sie entstanden, warum sie so und nicht anders getheilt sind, darüber schwebt ein Dunkel. Wenn man richtig schließt, daß die Sachen in Deutschland zu der Zeit, worin die Sachsen nach England gingen, bekannt gewesen seyn müssen, wovon sich die deutschen Namen in der englischen Sprache finden; so sind die Handwerke und namentlich Schmiede, Weber, Schumacher u. dgl. schon damals in Deutschland vorhanden gewesen *). Die Handwerke bestehen offenbar aus einem Maß

terialien, entweder auf den Kauf oder um Lohn, nach mechanischen Regeln kunstmäßig verarbeiten. Berg's Polizeyrecht 3. 411. Handwerke, welche die bereiteten Produkte zu bestimmten Endzwecken und Bedürfnissen im Einzelnen verarbeiten.

*) Schmidt sagt in seiner Geschichte der Deutschen II. 394. Aus Abgang der Städte habe Jeder seine Fabriken, Künstler und Handwerker im Hause haben müssen; und fehlt, was bey ihm selten ist, zweyfach; denn das Letzte ist nicht die nothwendige Folge des Ersten, und in der Geschichte gilt nicht, was seyn muß, sondern was gewesen ist. Nun befiehlt Karl der Große die Ansiedlung der Künstler auf den Kron-gütern zu begünstigen, und doch finden sich ihre Geräthschaften in dem Verzeichniß des Gutsgeräthes nicht. Beydes spricht nicht für die Meinung, daß die Künstler und ihre Geräthschaften Kron-Eigenthum gewesen sind. Joh. v. Müller weist nach, daß die Mönche Handwerke getrieben haben, und diese waren nicht leibeigen. Adam v. Bremen erzählt, daß sein Erzbischof Adalbert die Arbeit bey seinen großen

von Handgriffen, die nur im Jünglingsalter mit Leichtigkeit erlernt werden, und selbst dann anhaltende Uebung erfodern, um völlig Meister davon zu werden; der Gegenstand dieser Handgriffe ist ein Bedürfniß, welches so allgemein ist, daß Jeder, welcher die Handgriffe erlernt, darauf rechnen kann, durch sie allein sein Leben zu gewinnen; und das Werk, was er treibt, nimmt seinen Preis nicht aus dem Tagelohn allein, sondern auch aus dem Kostenersatz der Erlernung; zugleich nimmt er durch diese und durch das Gesetz der Vervollkommnung, womit er es verknüpft, die Verstandeskräfte in Anspruch. So wenigstens war das Handwerk, als darauf das erste Licht der europäischen Geschichte fiel, ein unsichtbares Gut, welches sich dem Grundeigenthum an die Seite stellte *). Das ursprüngliche Recht des Handwerks konnte kein anderes seyn, als das natürliche Recht des Arbeitsfleißes, aber schnell wurden große öffentliche Rechte errungen, die dann wieder der Staatsgewalt erlagen, um von ihr von Neuem verliehen zu werden, bis der Manufakturgeist, das Werk einer Hand in die einzelnen Handgriffe, woraus es besteht, aufzulösen, und die lebendige in mechanische Thätigkeit zu verwandeln drohte. Das ist nirgend mehr als in England geschehen, und so weit hat man es wirklich gebracht, daß die menschliche Kraft verwandt wird, um einen einzigen Handgriff, als Beruf des ganzen Lebens, zu machen; daß die natürliche Ordnung zerstört, die unreife Kraft der Kinder durch Gewerk-Arbeit aufgerieben, und die Blüthe statt der Frucht gebrochen wird; indeß das Werk der deutschen Hand seine Vollendung von der freyen Thätigkeit der Geistes- und Körperkraft erwartet. Welche Weise die bessere sey, sollen

Bauten und Garten-Anlagen fürstlich bezahlt habe, (magnifice voluit omnibus compensari laborem.)

*) Altdeutsches Sprichwort: Handwerk hat einen goldenen Boden.

englische Zeugnisse bewähren. Jacob *) behauptet, daß der Arbeiter, der sein Leben mit einem einzigen Handgriff zubringt, dadurch an Leib und Seele leide; daß er unbrauchbar für andre Arbeiten werde, sich nicht zu helfen wisse, und nirgend fortkommen könne, wo man von den Werkleuten fodere, daß sie ihr ganzes Handwerk verstehen; deswegen sey dann auch an keine Auswanderung der englischen Gewerkleute zu denken. Hiemit stimmt die Erfahrung auf dem festen Lande überein, wo man englische Handelsleute eben so häufig als englische Gewerkleute selten findet. Diese an die englischen Gewerke, wie durch Zauberey gebannten, und in Maschinen verwandelten Arbeiter werden überdies wie Maschinen, in Verhältniß zu ihrem größern oder geringern Gebrauch, besser oder schlechter unterhalten. Hat das Gewerk viel zu thun, so werden die Leute gut bezahlt, und

*) S. 157. The great advantage this country enjoys in its manufactures over others is, that with us the division of labours is carried farther than elsewhere; this, though an advantage to the community, is unfriendly to the removal of the individual to a country where the division of the labour is less minute. The man who can perform *but one* of two or tree successive operations in a manufactury acquires thereby a facility in that one which makes him voluable, where such a division exists; but if he remove to another spot, where the two or tree operations have been usually performed by one hand, he becomes of less value, and the inferior workman, who can perform the whole, is preferred before him. Such a workman may not unaptly be compared to one movement in a piece of machinery, which so valuable and important when connected with the other parts of the machine, is of little or no value by itself. *In perfecting our manufactures, we have indeed reduced our men almost to machines;* wheter this be conducive to the health, either of body or mind, in the individual, is not now the question, but by reducing him to this state, we have almost taken from him the power of removing.

hat es wenig zu thun, so werden sie schlecht bezahlt. Die Getreidepreise haben darauf keinen Einfluß. Campbell *) gibt davon auffallende Beyspiele. Der Wochenlohn zu Glasgow fiel in dem Hungerjahr 1801, worin das Pfund Mehl 6 Pence kostete, bis 16 Schilling, stieg 1804 auf 20 Sch., indeß das Mehl 4 Pence kostete, und fiel bey gleichem Mehlpreis 1812 auf 9 Pence, hob sich aber 1813 um 100 Prozent, obgleich das Pfund Mehl nur 2 Pence kostete. Hiermit stimmt auch Lauderdale's Berechnung überein, wonach 1790 für eine Elle Musselin zu weben 15 Pence, und 1812 nur 6 Pence bezahlt wurden **). Nachdem Malthus ***) von dem Schwanken des Arbeitslohns der Gewerkleute während des ganzen Kriegs gesprochen hat, setzt er hinzu, daß dadurch Mißvergnügen, Unruhen und alle Uebel, welche mit diesen verbunden sind, erzeugt werden; daß die Lage und Beschäftigung eines Gewerksmanns, selbst wenn er im besten Wohlstande ist, für Gesundheit und häusliche Tugenden nicht zuträglich sey, und daß sich ein Bevölkerungs-Anwachs durch sie keineswegs wünschen lasse ****). Ein

*) S. 20. At Praisley. I was informed, there was a diminished consumtion nearly of one half of the sweet milk which the workmen used with their porridge at breakfast.

**) Torrens S. 230.

***) Observations 30. These fluctuations naturally tend to generate discontent and tumult, and the evils which accompany them; and if to this we add, that the situation and employment of a manufacturer and his family, are, even in their best state, unfavorable to health and virtue it cannot appear desirable that a very large proportion of the whole society should consist of manufacturing labourers.

****) So auch Jacob: die Baumwollengewerke liefern unter allen englischen Gewerken allein mehr Waaren für den äußern als für den innern Verkehr; aber ihre Wirkung ist nicht

solcher Wunsch ist wegen der deutschen Handwerker nicht geäußert, und er würde zu den augenscheinlichsten Verirrungen gehören; obgleich in den deutschen Landstädten der Ackerbau vor der Gewerbsamkeit den Vorzug verdient, und obgleich aus guten Gründen das Anschwellen der Bevölkerung von Wien durch Zudrang von Außen erschwert werden mag. Auch hat Malthus bey seinem Wunsch offenbar nur die Arbeiter in den großen Gewerken und nicht die englischen Handwerker im Auge, welche entweder zu den master manufacturers gehören, oder sich ihnen doch anschließen, und als Innungsgenossen öffentliche Rechte ausüben *). Die Kosten des Eintritts in die Innungen schließt die Vermögenslosen davon aus; die Innungen selbst sind nicht sowol auf Gewerbrechte als auf Theilnahme an Verwaltungsrechten berechnet, und

---

gewesen: to produce a healthy, a virtuous and, concequently, a happy population, — or such as to justify the payment of 350,000 l. annually in bounties. S. 143.

*) Die Beschlüsse der Livery zu London sind bekannt, aber selbst von den Innungen der Landstädte hört man Gedanken, die eine genaue Verfolgung des Ganges der europäischen Sachen voraussetzen. In einem Beschluß der Zünfte zu Dunfermline (10,000 Einw.) gegen die Korngesetze heißt es: All our boasted advantages, arising from machinery and knowledge in the arts and sciences, will quickly disappear, at it is not from a want of knowledge that other European nations are behind great Britain in commerce and manufactures, but being preventing by the dreadful convulsions on the continent from prosecuting them in a state of peace and prosperity; and the law rate of wages must give them a decided superiority over the British merchant and manufacturers. Commines sagt aber schon (1500) Entre toutes les Seigneuries du monde dont j'ai connaissance, où la chose publique est mieux traitée et où regne moins de violence sur le peuple, c'est en Angleterre. Mem. I. 5. 19.

beschränken den Genossen daher bey dem Betriebe seines Gewerbes weniger als die Deutschen: so ist es z. B. erlaubt, auch weibliche Gesellen zu halten, und ihre Anzahl ist in der That nicht gering. Zugleich nimmt der englische Handwerker Theil an den Hülfsmitteln, die der Welthandel ihm bey Kauf und Verkauf, und welche die innern Kunstkräfte zur Erleichterung und Verschönerung seiner Arbeit ihm anbieten. Er ist also allerdings in einer vortheilhaftern Lage als der deutsche Handwerker; aber er ist weniger zahlreich als dieser, und zum Theil weniger gesichert, seine Geldkräfte durch die größern Geldkräfte des Manufakturgeistes verschlungen zu sehen. Ereignet sich dieses, und muß er in einem Gewerk Dienst und Brod suchen, so grenzt nach dem Urtheil derer, die am besten unterrichtet sind, sein Wiederemporkommen an die Unmöglichkeit, besonders auch deswegen weil seine Aufnahme in einer andern Gemeine große Schwierigkeit hat, da man fürchtet, daß er früh oder spät der Armen-Anstalt zur Last fallen werde. Dieser Kampf der Reichthümer mit dem Wohlstande führt in der englischen Gewerbsamkeit auf ein ähnliches Tagelöhnerwesen, wie es bey dem Landbau geschildert ist, und erklärt jenes schauerhafte Gemählde, welches Colquhoun von dem Bettlerheere in London entworfen hat. Zugleich erklärt er jene Unruhen, welche in den Jahren, worin der Absatz der englischen Waaren auf dem festen Lande gesperrt war, unter den Gewerkleuten ausbrachen, Schrecken über England verbreiteten, und nicht durch die Gewalt der Waffen, sondern durch das Steigen des Arbeitslohns um 100 g nach der Eröffnung des festen Landes, und nach den unermeßlichen Waarenbestellungen in England, die ihr folgten, gedämpft wurden. Es müsste nun von dem wissenschaftlichen Fleiß und der geistigen Thätigkeit die Rede seyn, welche die Gewerke und Handelsschiffe Englands in Bewegung setzen, und dort, nach dem Zeugniß aller Sachkenner, wovon nur Pitt genannt werden mag, (Palaments-

rede

rede von 1792) größern Gewinn als der Segen der Natur gibt; aber das Allgemeine ist davon bekannt, ins Einzelne zu gehen, führt zu weit, selbst wenn es nur von dem Maschinenwesen handelte, die England seinen Arkwright, Watt, Bolton, Reynolds verdankt. Ueberdem zeigt sich dieser Fleiß in der Wirkung der gesammten Kunstkräfte Englands, wozu sich nun die Untersuchung wendet.

Von den Kunstkräften Englands und Deutschlands.

Die Geschichte und die Anschauung zeigt uns große Völker, welche sich mit dem Maß der Kräfte begnügt haben, das die Natur in ihre Hand und in ihren Boden gelegt hat, und wieder andre, welche dadurch groß geworden sind, weil sie das Maß dieser Kräfte künstlich erhöht haben. Das Letztere ist in Europa geschehen. So weit sich der Bevölkerungsstand seiner Länder im 9ten Jahrhundert berechnen läßt, betrug er nicht ein Viertel ihres jetzigen Bevölkerungsstandes; und diese Vermehrung kommt auf Rechnung der Kunstkräfte, die in den Boden gelegt sind. Auch kann von dieser Wechselwirkung ein Beyspiel gegeben werden, das uns vor Augen liegt. Seit dem Kartoffelbau in Hochschottland hat sich dort die Bevölkerung verdoppelt *). Eine andere eben so auffallende Wirkung der Kunstkräfte besteht darin, daß jeder wohlhabende Bürger sich jetzt mehrere und feinere Lebensgenüsse verschaffen kann, als seine Fürsten im 15ten Jahrhundert. Diese Wirkung ist grade seitdem eingetreten, daß der Bevölkerungsstand und die künstliche Befruchtung des Bodens langsamer fortgeschritten ist; und sie hat die großen Entdeckungen und Erfindungen, an die sie erinnert, eben so sehr begünstigt, als sie dadurch selbst begünstigt ist. Diese Kunst-

*) Report of Society for Gaelic Schools.

kräfte, worauf die jetzige Bevölkerung und der Bildungsstand beruht, müssen also zugleich die Grundlage und der Maßstab der Kräfte der Völker seyn. Denn offenbar kann dort mehr geleistet werden, wo ein Morgen so viel als zwey trägt, und wo ein Mann so viel als zwey arbeitet, wie da, wo das umgekehrte Verhältniß stattfindet; und eben so offenbar ist, daß der Bevölkerungsstand dort gesicherter ist, wo die Kunstkräfte mehr dem Boden als der Hand zu Hülfe kommen. Ferner ist unzweifelhaft, daß man durch die Kunstkräfte, welche der Hand gegeben werden, entweder ihre Stärke vermehren oder ihre Arbeit verkürzen muß; und daß es nicht Vermehrung der Kunstkraft, sondern Schwächung der natürlichen Kraft ist, wenn die Arbeitstheilung bis auf einzelne Handgriffe ausgedehnt wird; so gewinnreich dieses auch für den Gewerk-Inhaber seyn mag. Eben so gewiß ist es, daß der eigentliche Vortheil der Kunstkräfte darin besteht, die Mittel zur Nahrung und Bildung leichter und reichlicher zu geben, und dadurch sowol die Anzahl der Tagelöhner zu vermindern, als die Anzahl der selbstständigen Bürger zu vermehren, oder mehr für die Seele als für den Körper des Volks zu thun. Die Seele aber entscheidet unter Völkern wie unter Einzelnen. Endlich ist es auch leicht erweislich, daß die Richtung der Kunstkräfte auf Eroberungen dem Volke verderblich seyn muß, weil dadurch sein Körper wie seine Seele geschwächt wird, so zuträglich auch bey Trägheit und Erschlaffung ein Krieg seyn mag.

Betrachtet man unter diesen Gesichtspunkten die Kunstkräfte Englands, so erblickt man zuerst eine Gesammtwirkung, die vor unserm Zeitalter Niemand ahnete, und, um das Größte zu sagen, Pitt selbst nicht erwartete. Ueber die mögliche Zunahme der Bevölkerung hat man sich heftig gestritten *), und siehe! alle Streitenden haben sie viel zu gering angeschlagen. Von der Bevölkerung ist der natürlichste Blick

*) Price und Howlett.

auf den Landbau, und auch er ist nirgend in Europa übertroffen, aber dennoch ist er gegen die Bevölkerung zurückgeblieben, ein Theil davon muß fremdes Brod essen, und beweist dadurch, daß er nicht vom Landbau erzeugt sey. Auch die neuen Urbarmachungen kündigen sich nicht an als das Werk und Eigenthum neuer Anbauer, sondern als die Wirkung der Kriegspreise, wie man in England die Vertheurung des Getreides durch den Krieg nennt. Erstaunen und Bewunderung erregen die Kunstkräfte, welche der Manufakturgeist bewegt, und wodurch er nicht in Verlegenheit über den Waarenbedarf einer neuen Welt kommen würde, wenn sie sich nur auffinden liesse; als Spanien sich im Kriege den Baumwollenwaaren öffnete, sendete man dorthin für mehr denn 4½ Million Pf. Sterling *). Kaum ist mit Süd-Amerika **) ein fester Handel geordnet, und schon beträgt das englische Eigenthum zu Buenos-Ayres über anderthalb Millionen ***). In wenigen Jahren sind die englischen Waaren durch China so verbreitet worden, daß man seine Abhängigkeit davon für groß genug hält, um ihm mit Unterbrechung des Verkehrs zu drohen ****. Auch brauchte Nord-Europa nur Waffen zu fodern, um sie sogleich zu erhalten *****). Englands Kriegsbedürfnisse waren unermesslich, aber nie den Wünschen des Manufakturgeistes groß ge-

*) Jacob 133. Die alten Einfuhrverbote sind nun wieder in Kraft getreten, 15. Jul. 1814. Vertrag zwischen Spanien und England.

**) Das Morning Chronicle schlägt ihren Waarenbedarf zu 13 Millionen Pf. St. an.

***) Allg. Zeitung 1815, No. 317.

****) Daselbst No. 309.

*****) Im Jahr 1813 wurden dem festen Lande geliefert 320 Kanonen, 6,242,000 Flinten, 20,500 Fässer Pulver, 291,901 Dutzend eigene Kanonen-Patronen und 48,324,072 Dutzend Flinten-Patronen. Allg. Zeitung vom 24. Oct. 1814.

nug. Ihr Geldwerth betrug mehr als der Geldwerth, welcher für den auswärtigen Handel angenommen wird, über 40 Millionen. Von diesen erhielt die Gewerbsamkeit bey weitem den größten Theil, und um ihn zu erhalten, mußte sie für den Staat und für den Krieg statt für das Volk und für den Frieden arbeiten. Der Manufakturgeist ist selbst im Frieden der beste Diener, um in dem Wetteifer der Völker zum Waaren-Absatz den Sieg zu erzwingen. Sein Zweck ist nicht Wohlstand des einzelnen Arbeiters, sondern größere Waarenmenge und Wohlfeilheit; ist dieser Zweck erreicht und der Markt dadurch über den Nachbar errungen, so wird zugleich dem einen Volk über das andre in dieser Kunstkraft das Uebergewicht gegeben. Noch ungleich wirksamer ist der Manufakturgeist im Kriege, worin der Einzelne überhaupt nicht zählt, und die Entscheidung von schnellerer und vollständigerer Rüstung hauptsächlich abhängt. Nach obigen Beyspielen bedarf es des Beweises nicht, daß England schneller als jede andre Macht Waffen und Kleidung zu liefern vermag; und mit stolzem aber gerechtem Selbstgefühl sagen die Engländer *) von sich, daß sie an Kunstkräften über allen Völkern der Geschichte, und über ihren Zeitgenossen stehen; ohne daß sie Anspruch machen in Wissenschaft und Kunst über ihnen zu stehen **), vielmehr räumen sie ein, daß ihr Ue-

*) Torrens. 226. England has become the greatest manufacturing country that ever yet existed; and if, while tranquillity and commerce are restored to the continent, we keep up the price of provisions at home, the foreigner, gradually acquiring capital and skill will certainly be enabled to undersell us.

**) Selbst die Grundlage der Dampfmaschine hat der Professor Papin zu Marburg geliefert in seinem bekannten Digestor; ohne an Meths Gradirhäuser, Heelens Taschenuhren, Hartmanns Kaliberstab und Kunkel's Phosphor zu erinnern.

bergewicht nur Folge der Ereignisse gewesen ist *). In der That hat die äußere Wirksamkeit ihrer Kunstkräfte bedenkliche Folgen im Innern gehabt. Insofern sie auf den Krieg verwendet sind, lassen sie sich nicht ohne Verlust auf den Frieden verwenden; insofern der Manufakturgeist sie, über seine Schranken hinaus, oder auf Kosten der menschlichen Kraft benutzt hat, haben sie die Anzahl der Tagelöhner vermehrt, die kleinen Capitale verschlungen; und insofern sie zugleich die Gewalt der Geldreichthümer begünstigt und vermehrt haben, ist dadurch ein Zustand vorbereitet, gegen welchen Sklaverey Seligkeit ist. Man denke an die Lage der Arbeiter, die zu Tausenden bey einem Gewerk dienen, zu diesem und keinem Andern geschickt, und dann von ihm entlassen, auf ihren Wohnort beschränkt, von jedem Andern zurückgejagt, ohne Brod, ohne Hülfe als von der Armen-Anstalt! Man

*) Jacob 129. Political events of various kinds may, indeed, to a great extent influence the quantity of British exports, and cause a considerable diminution in their amount. — The state of the countries of Europe, which from having been so long occupied in war, have had no inducement to carry on any but the indispensable domestic manufactures, being now materially changed, and tranquillity restored to them, will tend to lessen our exports of all kind. In Spain this has already begun to operate, to the exclusion of cotton goods. Some of the capital of France, Flanders, Holland and Germany, will doubtless be turned to manufacturing articles of exportation, which may in time supplant ours in some of the markets, of which we have lately had exclusive possession. — These effects may be produced and even to a *very alarming extent*. Malthus on the policy 31. It is impossible to suppose that, even with a considerable diminution in the price of labour, we should not lose some markets on the continent, for those manufactures in which we have no peculiar advantage.

erinnere sich, daß in den englischen Baumwollen-Gewerken 540,000 Arbeiter dienen *), daß die Baumwolle, welche sie verarbeiten, aus Indien und Griechenland kommt **), also auch ausbleiben kann, daß für 15,279,000 Pf. St. Baumwollenwaaren jährlich vom Auslande genommen ***), also auch nicht genommen werden können; und man entscheide, ob Englands Manufakturgröße ****) so beneidenswerth ist; und welche Wirkungen ihr Rückfall haben muß. Man beurtheile, ob jene Engländer mit Einsicht und Vaterlandsliebe reden, welche rathen, sich von dem Glanz des auswärtigen Handels nicht blenden zu lassen, und dem Manufakturgeist nicht zu huldigen, sondern den innern Verkehr als Hauptsache zu betrachten und zu sichern. Jener Welthandel, der durch die Seerechte Englands an allen Küsten vor Gefährde bewahrt wird, ist allerdings eine große Hülfe für die Gewerbsamkeit und den Landbau selbst. Er erfordert, wie Gregoire sagt, mehr Kenntnisse und vielseitigere Bildung als Staatsämter, und so umfassend der Seehandel ist, so gering ist doch die Anzahl der Hände, die er im Verhältniß zu andern Gewerben beschäftigt; desto wirksamer ist dagegen die denkende und die Kunstkraft in ihm, und man könnte den Handel den denkenden Theil der Betriebsamkeit nennen, statt daß er bey den Physiokraten Werkzeug heißt. Er dient allerdings der

*) Jacob 139.

**) Im jährlichen Durchschnitt 77,628,000 Pfund Baumwolle. Jacob 136.

***) Nach dem Durchschnitt von 1805 bis 1810. Jacob 136.

****) Der Werth der englischen Waaren-Ausfuhr betrug nach der Zollberechnung von 1810, welche auf Befehl des Unterhauses gedruckt ward, 47,304,654 Pf. St., davon gingen nach Ländern unter englischer Herrschaft: Irland, Ostindien, Afrika, Westindien und den amerikanischen Besitzungen, für 24,564,689 Pf. (St. Jacob 132,) womit auch die frühern Berechnungen bey Oddy übereinstimmen.

übrigen Betriebsamkeit, weil er für ihre Bedürfnisse sorgt, und um so mehr, je ausgebreiteter er ist. Durch seinen Handel und durch die Elbe kann England z. B. die sächsische und böhmische Wolle *) wohlfeiler erhalten, als Frankfurt am Main; durch seinen Handel liefert es den eigenen Gewerben die Stoffe aller Welttheile aus der ersten Hand, und überläßt nur den fremden Gewerben, was die eigenen nicht aufzunehmen vermögen; durch seinen Zwischenhandel erhält es einen Theil der fremden Waaren als reinen Handelsgewinn; durch seinen Handel lehrt es die Gewerbe, in welchem Geschmack sie arbeiten müssen, um in Persien und China, an der afrikanischen und Ostseeküste Absatz zu haben; und durch seinen Handel vertreibt es die Gewerbwaaren, so daß sie selbst den höchsten Preis erhalten, und daß die dafür eingetauschten Waaren wiederum den höchsten Gewinn bringen. Indeß der Handel so die Gewerbe ernährt und stärkt, stärken diese wieder den Landbau, theils durch bessere Geräthe und theils durch Geldkräfte. In dieses unermessliche Gewebe der englischen Betriebsamkeit, welches seine Goldfaden aus allen Ländern zieht, das von Meer zu Meer über die Erde reicht, ihre Schätze aufnimmt und sie in London niedersenkt, verwickeln sich noch überdem die Grundeinkünfte beyder Indien.

(Der Beschluß folgt.)

*) Ihr Zoll beträgt nur 1 Pence das Pfund.

II.

Der Feldzug von Portugall in den Jahren 1811 und 1812, in historischer und medizinischer Hinsicht beschrieben von einem Arzte der französischen Armee von Portugall.

Beschluß.

§. 78.

Der Abgang des Marschalls Ney bestürzte das ganze Armee-Korps. Der General Loison übernahm das Kommando, und wir marschirten nach Guarda. Hier begehrte und erhielt auch mein kranker General, mit dem ich bisher reiste, die Erlaubniß, nach Salamanca zu gehen, um dort seiner Gesundheit zu pflegen. Sein Abgang war für mich ein Glück; denn kaum war er eine Stunde abgereist, als der Befehl gegeben ward, auf die Marode zu schicken, weil das Hauptquartier drey Tage in Guarda bleiben sollte. Ich traute schon nicht mehr, und schickte nicht dahin, da der abgegangene General mir soviel Fourage zurückgelassen hatte, daß ich zur Noth damit auszukommen gedachte.

Mein Bedienter wollte seine Pferde tränken, und ritt an den nächsten Brunnen, der sich aber, weil Guarda auf der Spitze eines sehr hohen Berges liegt, unten im Thale befindet. Völlig unbefangen, war er dem Brunnen schon

sehr nahe gekommen, als er zwey englische Dragoner erblickte, die an demselben ihre Pferde ganz ruhig tränkten. Er kam geängstigt in voller Eile zurück; denn sie hatten ihm nachgesetzt. Schon vorhin mißtrauisch, verlor ich nun alles Zutrauen, ließ schnell aufpacken, und entschloß mich, da ich uns so schlecht bewacht sah, bey meiner vormaligen Division zu bivouacquiren.

Außer der Stadt, etwa in der Entfernung einer Kanonenschußweite, sah ich links im Felde eine Division, Gewehr beym Fuß, Halt machen; ich hielt sie für die dritte Division unsers Armee-Korps, weil sich bey derselben die hannöverische Legion befand, die, gleich den Engländern, rothe Uniform trug. Ich ritt also ganz gemächlich auf sie zu; bald aber sah ich, daß die ganze Division roth gekleidet war, und erkannte die Engländer.

Kurz darauf hörte ich in der Stadt den Generalmarsch schlagen. Man brach in der größten Unordnung auf, und Alles rettete sich, was und wie es konnte; allein die vielen Bedienten und Pferde, die auf der Marode sich befanden, kamen nicht wieder, und die Zahl der verlornen Pferde wurde sehr hoch gerechnet.

Unbegreiflich war es mir, wie auch diesmal die Engländer so wenig unternehmend waren; denn ohne großen Widerstand, ja ganz gemächlich hätten sie das große Hauptquartier des Fürsten von Eßling mit dem unsrigen, die beyde zugleich in Guarda sich befanden, hinwegnehmen können.

§. 79.

Wir nahmen nun den Weg nach Sabugal. Unser Korps blieb in dem Hauptquartier, weil der General Lolson mit dem Fürsten in gutem Einverständnisse lebte. Man glaubte sogar, dieser habe auf seine Operationen großen Einfluß gehabt; vielleicht aber geschah es aus Mißtrauen, welches der Fürst nun in das sechste Armee-Korps setzte, da

es immerhin große Anhänglichkeit gegen den Marschall Ney bezeigte, unter dessen Oberbefehl es seit seiner Formation in Montreuille gestanden war; vielleicht auch nur, um dieses Korps etwas ruhen zu lassen: denn nun bildete das zweyte Armee-Korps die Arriere-Garde.

Allein als dieses bey Sabugal von den Engländern mit Heftigkeit angegriffen ward, verlor es sehr viele Leute, und musste in zerstreuter Unordnung flüchten. Die Anhänger des Marschalls Ney bekamen bey dieser Gelegenheit neue Ursachen, seinen Abgang zu bedauern, und äußerten noch lauter, als zuvor, ihre Unzufriedenheit über diese Veränderung.

§. 80.

In großer Eile zogen wir nun gegen Alfayetes zu. Hier war es, wo wir wieder mit Spanien in Kommunikation kamen. Wir entkleideten uns zum erstenmale wieder, und glaubten, einmal wieder ruhig in Sicherheit schlafen zu können. Allein am frühen Morgen weckte uns ein fürchterlicher Kanonendonner. Mit banger Angst sprang Alles aus den Betten, und auf einmal sah man vor allen Häusern und Hütten erschreckte Neugierige im Hemde, die nach der Ursache dieser so nahen Kanonade ängstlich fragten. Ein alter Grenadier antwortete mir ganz trocken nach seiner Soldatenweise: „L'imperatrice a fait un garçon, he bien! c'est pour ce petit marmot.“

Gegen Mittag brachen wir von Alfayetes auf, und erreichten dann bald die spanische Grenze.

§. 81.

Es ist ein ganz eigenes Gefühl, mit dem man ein neues Land wieder betritt; aber noch wohlthuender drängen sich die schmeichelnden Gefühle, wenn man sich nach einem so gefahrvollen, mühsamen und hungrigen Feldzuge auf einmal wie-

der auf dem friedlichern Boden eines schon gekannten Landes findet.

Es war gerade Sonntag, als wir in Robleda ankamen; die Freude, ein bewohntes Land wieder zu finden, war für uns unaussprechlich; wie küssten die Erde, die uns wieder so friedlich aufnahm. Die Einwohner waren festlich gekleidet, kamen uns mit freundlicher Gastfreyheit entgegen, bewirtheten uns, beklagten uns auch, aber der geheime Wunsch, uns endlich einmal noch so weit entfernt zu wissen, drückte sich dennoch durch so manchen stillen Seufzer aus. Wir nahmen indessen dieses alles für gute Münze, thaten uns gütlich, und glaubten uns schon wieder auf vaterländischem Boden, ohne zu ahnen, wie viele Mühseligkeiten, Gefahren und Verluste uns noch erwarteten.

§. 82.

Einerley war es uns jetzt, wo wir hinmarschiren sollten; aber unerwartet war es uns dennoch, als wir den Befehl erhielten, nach Salamanca aufzubrechen. Wir waren eben auf dem Wege nach Coria. Was nun den Fürsten bestimmt haben mag, seinen gefassten Entschluß, dahin zu gehen, abzuändern? oder wenn er ihn niemals hatte, — warum einen so großen Umweg zu nehmen? Eine Diversion, um Almeida auszuleeren, konnte es nicht seyn; denn man hatte dieses zu einer Zeit, wo der Weg noch allenthalben offen war, nicht gethan; — um Ciudad Rodrigo zu verproviantiren, auch nicht: denn dafür hatte man schon gesorgt; — um durch unsere Bewegung den Feind irre zu führen, der sich jetzt mit starken Schritten gegen Badajoz hinzog, und uns, gleichsam als vernichtet, unserm Schicksale überließ, — wohl auch nicht: denn wir folgten ihm nicht. Vielleicht war es also höherer Befehl, den der Fürst in Alfayetes erhielt; kurz, wir marschirten nach Salamanca.

Almeida war unterdessen schon durch ein zurückgelassenes englisches Korps, das aus einem Theile der Besatzung von Coimbra und Oporto und aus einem spanischen Korps, das aus Galizien gekommen war, bestand, berennt, als der Befehl dort ankam, die Artillerie nach Rodrigo zu schicken. Nur einige Stücke davon konnten noch dahin abgeführt werden, und die Festung war, ehe man sich's versah, ganz eingeschlossen. Der Fürst von Eßling setzte nun für den, der einen Befehl in die Festung bringen würde, 25000 Franken und das Kreuz der Ehrenlegion zur Belohnung aus. Zwey Grenadiere übernahmen dieses Wagestück und führten es aus. Das verabredete Zeichen der Ankunft ward gegeben. General Brennier, der in der Festung kommandirte, ließ diese in der Nacht auf allen Seiten sprengen, schlug sich mit seiner ganzen Besatzung durch das Blokade-Korps durch, und kam über San Felices wohlbehalten in Salamanca an. Früher schon war das Fort de la Conception gesprengt worden. General Brennier ward zum Divisions-General ernannt.

Fürst von Eßling erhielt bald nach seiner Ankunft in Salamanca den Marschall Marmont zu seinem Nachfolger, und reiste gleich darauf nach Paris ab.

§. 83.

In den englischen und spanischen Blättern habe ich manche Bemerkungen über unsern Feldzug in Portugall gelesen, und man bekannte dort, besonders von Seiten der Engländer, daß ihnen der Marschall Massena am meisten zu schaffen gemacht habe. Allerdings mußte die hartnäckige Ausdauer dieses Oberbefehlshabers einen starken Eindruck auf die feindliche Armee und auf die sämmtlichen Bewohner Portugalls gemacht haben. Die Gemüther fingen auch schon an, selbst in der Hauptstadt, über den guten Ausgang ihrer Sache in zweifelnde Aengstlichkeit zu gerathen. Die Lebensmittel fingen

auch dort an theuer, und bald auch selten zu werden. Viele der reichsten und angesehensten Familien waren ausgewandert, und schleppten ihre Schätze und Reichthümer in die Kolonien zurück, wo sie sie gesammelt hatten. Brasilien ward der allgemeine Zufluchtsort, wohin sie der natürliche Trieb, ihrem Regenten sich zu nähern, leitete. Viele zogen auch nach England. Das Volk, hier, wie an allen Orten, wenn das Brod mangelt, unruhig, hatte schon zu manchen aufrührerischen Scenen Anlaß gegeben, zu Auftritten, welchen die schlechte Polizey Lissabons nicht hätte widerstehen können, wenn nicht die strengen militärischen und politischen Maßregeln der Engländer kräftig mitgewirkt hätten.

Unter diesen Umständen mußte die lange Dauer der Blokade Lissabons den englischen Befehlshaber wohl nicht wenig bedenklich machen, besonders, da schon viele Einwohner, des strengen Verbotes ungeachtet, zu ihren verlassenen Wohnungen zurückkehrten, und sich in Lissabon selbst Verhältnisse mit uns anknüpften. Diese Verhältnisse waren schon so weit gediehen, daß man einmal sogar schon Hoffnung hatte, durch geheime Verhandlung mit den Einwohnern die Uebergabe der Stadt zu gewinnen.

Gewiß ist es, daß schon frühe Waaren aus der Stadt uns zukamen: ob das merkantilische Interesse auf erlaubtem Wege dieses gestattete, oder ob es auf geheimem Wege geschah, oder ob politische Absichten und Gründe Antheil daran hatten, ist mir nicht bekannt; aber daß man diese Gelegenheit von unserer Seite zu benutzen wußte, das weiß ich gewiß. Es fehlte nur an den drey nothwendigen und ersten Bedingnissen, um den Krieg mit Nachdruck und mit mathematischer Gewißheit führen zu können, nämlich an Geld,— Geld,— Geld.

Hätten wir in jenem günstigen Augenblick der innern Unruhe dieses große, allmächtige Mittel, auch nur in dem Verhältnisse, wie es die Engländer besaßen, gehabt: so würden

wir, wie ich glaube, ohne Zweifel Meister von Lissabon geworden seyn.

Allein wenn der kommandirende General, zur Deckung der nothwendigsten Bedürfnisse, seinen Feldzug mit Plünderung der Privatkassen seiner Korps beginnen muß; so läßt sich schon nicht viel erwarten, wenn auch der Muth seiner Armeen mehr als gewöhnlich wäre, besonders aber dann nicht, wenn er gegen eine Armee zu agiren hat, die, wie die englische, durch verschwenderische Großmuth und raffinirte Spekulation die Armuth seiner Armee in einer nur desto auffallendern Blöße so recht bemerklich macht und abstechend darstellt.

§. 84.

Portugall, das ehemalige Lusitanien, und vormals spanische Provinz, an deren Eroberung schon die größten Helden der Vorzeit scheiterten, war auch diesmal der Gränzpunkt unseres Kriegsglücks. Schon 148 Jahre vor Christi Geburt vertheidigte sich Lusitanien 14 Jahre lang allein gegen die ganze römische Kriegsmacht, und vernichtete sechs römische Kriegsheere. Metellus schätzte sich endlich glücklich, mit Vitriatus einen Frieden, wenn gleich nachtheilig für Rom, geschlossen zu haben. Zwar genehmigte der römische Senat diesen Frieden nicht; aber der große Feldherr, Quintus Pompejus, mußte zu dem niedrigsten Mittel seine Zuflucht nehmen, um die kleine Provinz zu unterjochen; er ließ den Vitriatus, der sich vom Hirtenstabe durch Muth und Kenntnisse bis zum Marschallsstabe, hätte es damals deren schon gegeben, geschwungen hätte, heimlich ermorden.

Unter dem gothischen Könige von Spanien, Alphons dem Keuschen, ward die Provinz Lusitanien, wie viele andere, zu einer Grafschaft erhoben, und der lusitanische Graf, Heinrich der Erste, erhob sich selbst zum Könige.

Portugall ist zwar, da seine Breite nirgends über 20 Meilen beträgt, ein kleines Königreich; der vielen Berge wegen ist jedoch sein Flächen-Inhalt bedeutend. Es hat überhaupt nur zwey, und zwar unbedeutende Ebenen, das Thal von Coimbra, und jenes von Lisboa.

Ich kann freylich nur von den zwey in der Mitte liegenden Provinzen, Beira und Estramadura sprechen, ob ich gleich das Königreich beynahe an seinen beyden äußersten Enden gesehen habe, am Minho, an den Gränzen Galiziens, und an der Guadiana, an den Gränzen der spanischen Provinz Estramadura. Allein, Alles, was ich sah und beobachten konnte, verräth an den Portugiesen eine von der spanischen verschiedene Nation.

§. 85.

Schon die natürlichen Grenzen zwischen Spanien und Portugall, durch bedeutende Bergketten, die beynahe den Pyrenäen gleichen, bezeichnet, garantiren dieser Nation ihre Unabhängigkeit, und haben sie seither gegen alle feindlichen Angriffe von Seiten Spaniens geschützt, obgleich diese Nation, die unter dem Kaiser Karl V. und unter den spanischen Königen dieses Namens Karl I. das System einer Universal-Monarchie zu haben schien, und die ganze Welt zu besiegen drohte, stolz auf ihre Infanterie, als die erste der Welt so manchen Angriff auf dieses Land machte.

Auch die Bauart der Städte und ihrer Häuser ist in Portugall und Spanien verschieden. In dem erstern Lande ist die Lage der Städte fast durchgehends amphitheatralisch, von Norden gegen Süden, wie denn auch gewöhnlich von dieser Seite her ihre Berge ziehen, also immer bergig. Das Wasser ist hierbey eine Hauptbedingniß, welches in diesen Berggegenden durchgehends gut ist; doch findet man nur an den Ufern der Flüsse oder Bäche eine bedeutende Bevölkerung.

Die Straßen in den Städten sind weniger enge als in Spanien, und die Häuser haben nicht an jedem Fenster, wie dort, ihre Balkons; überhaupt hat ihre Bauart nicht das Eigene, wie in Spanien, und sie nähert sich mehr dem englischen Geschmack. Auf den Dörfern aber verhält sich's anders. Der Eingang in ein Bauernhaus führt gewöhnlich in die Küche, wo der Thüre gegenüber das Geschirr symmetrisch in bunter Reihe aufgestellt ist, und einen angenehmen Eindruck macht. Hier ist zugleich das Wohn-, Speise- und Gesellschafts-Zimmer; es ist hoch und luftig, hat nur das einfache, flache Dach, mit breiten dünnen Steingeschieben gedeckt, über sich, und erhält sein Licht durch die Thüre, die immer offen steht. Neben daran sind einige kleine Kammern zum Schlafen, die nur durch ein ganz kleines und schmales Fensterloch, welches mit einem Laden versehen ist, erleuchtet werden. Die Waaren werden in großen Kisten aufbewahrt, und das Vieh für einen Anbau untergebracht. Die Bauernhäuser sind übrigens auch nicht von Lehm, wie in Spanien, sondern von Steinen gebauet, und Fenster, Oefen oder Brasseros, wie in Spanien, kennt man dort nicht. Selbst in den Städten ist kein Glas an den Fenstern, sondern nur ein Laden; das Fensterglas ist hier nur ein Artikel des Luxus, nicht aber der Nothwendigkeit; man findet jedoch dergleichen Fenster an allen Häusern der Reichen und Vornehmen. Endlich findet man in Portugall hier und da Abtritte in den Häusern, die man in Spanien, oft sogar in Palläſten, vermißt.

§. 86.

Der Eingang in dieses schöne Land ist schauerlich. Von Almeida aus, unmittelbar vor der Stadt, fangen schon die tiefen Thäler mit Massen von Felsen an, die unordentlich aufeinander gehäuft, mit dunklem Mooſe, nur hier und da mit Bäumen untermischt, bewachsen sind, und einen äußerst unangenehmen Eindruck machen, da sie ein wahres Chaos der

Natur

Natur darstellen, indeß man in der Erwartung ist, ein freundlicheres Land zu finden.

Die Natur hat hier die richtigen Gränzen bezeichnet. Die Festung Almeida, und das Fuerte de la Conception, beyde nach Vaubans Plan gebauet, vertheidigen von dieser Seite den Eingang. Jenseits ist Alles unfruchtbar und der Boden kalt, diesseits aber das Land angebauet, bis auf den Berg, auf welchem das Fort de la Conception liegt, und an dessen Fuß ein kleiner Bach, der Rio Turon, die eigentliche Gränze macht.

Die Engländer hatten dieses Fort, bey unserer Annäherung, auf der einen Seite gesprengt und verlassen. Von uns wurde es auch auf den drey andern Seiten gesprengt, und eben so verlassen.

Das Land ist hier arm und nährt sich, wie alle Gränzorte, von der Kontrebande. Wir gingen fortdauernd unangenehme Wege über Maca de Cahon nach Celorico, wo wir gute Melonen fanden, und schon die ersten Gärten sahen, die in ganz Spanien, Arragonien und Valencia vielleicht ausgenommen, so selten sind.

§. 87.

Viseu (Viseo) ist eine bedeutende Stadt, und die Gegend hat eine prächtige Vegetation; auf der Südseite hat sie schöne Spaziergänge von den schönsten Kastanien- und Eichen-Hainen, die in linienförmiger Richtung gezogen sind. Bis zu ihr hin findet man Hochwaldungen, vielleicht die schönsten in ganz Portugall; der Weg aber ist beschwerlich und steinigt, hier und da jedoch mit kleinen angenehmen Thälern abwechselnd.

In Viseu soll sich das Grabmal des spanischen Königs Don Rodrigo finden, an welchem der Graf Don Julian die Verführung seiner Tochter Florinde so fürchterlich rächte, und zugleich Verräther an seinem Vaterlande ward.

So viele Mühe ich mir auch gab, die Inschrift auf einem hier befindlichen Epitaph: „a qui yace Rodrigo, ultimo Rey de los Godos,“ *) zu finden, so gelang es mir dennoch nicht, und war wohl auch ganz ohne Leitung unmöglich.

In Mongalde, einem artigen, freundlichen Städtchen, sahe man schon die Quinta's, Gärten mit hohen Mauern, wie man sie nur in ganz Portugall immer wieder antrifft, mit Mauern, die an Höhe und Solidität den Gärten des türkischen Serails wohl nichts nachgeben.

§. 88.

Bis hierher waren wir einem ziemlich gangbaren, obgleich beschwerlichem Wege gefolgt; bald aber kamen wir, in gerader Richtung westlich, auf öde, kahle und unbewohnte Gebirge, wo die Wege höchstens für die kleinen, äußerst schmalen Landkarren fahrbar, durch große Wasserfurchen allenthalben gehemmt und gleichsam abgeschnitten waren, und unsere Artillerie und Wagen mit weitem Geleise nur mit unglaublicher Mühe, unter großem Verluste durchkommen konnten.

Die Stellen der frühern Bivouacqs des englischen Armee-Korps, das uns auf so große Abwege leitete, waren so unbedeutend, daß sie uns nur auf eine Abtheilung Kavallerie mit einer geringen Anzahl Infanterie schließen liessen, und wir uns oft verwunderten, wie man sich so irre führen lassen konnte, um mit einer so beträchtlichen Armee die Heerstraße zu verlassen, und sie auf so steilem ungangbarem Wege beynahe unüberwindlichen Beschwerden und einem großen, unvermeidlichem Verluste auszusetzen. Zum Theil mag es die Unkenntniß des Landes entschuldigen, zum Theil aber scheint mir's auf einer Täuschung zu beruhen, wenn nicht etwa andere geheime Ursachen, die freylich zu unserer Kenntniß nicht

*) Hier liegt Rodrigo, der letzte König der Gothen.

gelangten, den Fürsten von Eßling zu diesem Marsche bestimmten.

Bey unserm Eintritt in das Land konnte uns freylich der Feind den Weg bezeichnen, auf dem wir ihm folgen müssten; allein mich dünkt, mit einer so bedeutenden Macht, mit der schönsten, besten und solidesten Armee, die Frankreich damals hatte, hätte man, besonders bey dem, den Franzosen eigenen, Selbstvertrauen, wozu der Tagsbefehl aus dem Fort de la Conception noch mehr berechtigte, wohl etwas mehr wagen können, wenn anders die Heerstraße jenseits des Mondego gekannt war, dieselbe Heerstraße, die wir bey unserm Rückzuge wählten, auf dem wir aber auch ungehindert waren, um uns den Weg und die Position nach Gutfinden zu wählen.

§. 89.

Busfaco, das berühmte Kloster der ewig stummen Karmeliter-Mönche, welche die heiligen Schatten der portugiesischen Könige in frommer Stille und der strengsten Observanz bewachten, dessen hundertjährige Eichenhaine, mit traurigem Epheu umschlungen, zur Melancholie stimmen, dessen uralte Cypressenhaine von Goa die Seele mit der ewigen Ruhe vertraut machen, an welche zugleich die bizarrsten Insignien der Vergänglichkeit, allenthalben angebracht, nur desto mehr erinnern, war jetzt verödet, dem raubsüchtigen Krieger preisgegeben, und seiner Zerstörung nahe; auch nicht einmal die heiligen Gräber der Fürsten blieben verschont.

Wenn jedoch die ägyptischen Könige, durch die Wundergebäude jene der Ewigkeit trotzenden Pyramiden ihre irrdischen Hüllen vor der Raubsucht nicht schützen konnten; wie sollte heiliger Glaube und religiöse Ehrfurcht den Soldaten, von welcher Nation er auch sey, zurückhalten können, der ewigen Ruhe und Vergessenheit geweihte Stätten zu verschonen, wenn er im hitzigen Kampfe, durch gebotene Mordlust diese Stätten schon einmal zu entweihen befehligt wird?

Der Krieg hat zu allen Zeiten und bey allen Nationen nur ein und dasselbe Gemählde. Ihm gehen die Furien mit ihren brennenden Fackeln vor. Mord und Raubsucht begleiten ihn; geschändete Unschuld, Tugend und Sittlichkeit schleppt er gewaltsam mit sich fort; Künste und Wissenschaften tritt er mit Füßen, und Heulen, Jammern, Wehklagen, Hunger und Kummer, schreckliche Krankheiten und der fürchterlichste Tod folgen ihm auf dem Fuße.

Die Schlacht bey Busfaco auf der nahen Gebirgskette von Alcoba hatte auch diese Zerstörung verschuldet. Sie dauerte drey Tage, schon viel zu lange, um auch nur an einige Erhaltung denken zu können. Dreymal und von drey Seiten her wurden die Höhen bestürmt, und dreymal wurden wir von den schon eroberten Höhen zurückgeworfen. Hätten wir früher einen Wegweiser gegen Coimbra zu gefunden; so wäre auch dieses merkwürdige Kloster erhalten worden.

§. 90.

Coimbra, unstreitig die schönste Stadt im Innern von Portugall, seine romantische Lage, die Fruchtbarkeit seiner Gegend, die schönen Gärten, der Ueberfluß und Reichthum, der sich nirgends verläugnen konnte, gewährte mir wieder einen angenehmen Anblick, obgleich die bergigen und engen Straßen mir nachher nicht behagen wollten; desto mehr aber entzückte mich die einzige breite Straße unten bey dem Eingange, und oben die Plateforme, wo die Aussicht einzig schön ist. Die steinerne Brücke über den Mondego am Fuße der Stadt ist zwar lang, aber schmal. Dieser Fluß setzt sie mit Figueira und dem Meere in Verbindung; ihr Handel muß demnach beträchtlich seyn; indessen scheint es mir dennoch, daß die Universität bey Weitem den größten Antheil an ihrem Wohlstande hat.

§. 91.

Condeira, ein schönes Städtchen, mehr aber noch des schönen Geschlechtes wegen berühmt, stand in Flammen, wahr-

scheinlich um uns den Durchgang zu erschweren. Seine Umgebungen sind angenehm und fruchtbar; das Innere enthält schöne Gebäude.

Pombal, eine kleine Stadt, hat außer der schönen Chaussee auf beyden Seiten, nichts Merkwürdiges. Das Andenken an den großen Minister dieses Namens, der dort begraben liegt, ist der einzige interessante Erinnerungspunkt an diese unfruchtbare Gegend.

§. 92.

Leiria, eine alte Stadt am Fuße eines Berges und am Strande eines kleinen Baches, mit einem alten Kastell, wird nur durch seine nahen Fichtenwälder erhoben. Das Ganze verräth aber wenig Wohlstand.

Batalha ist nur wegen seines Klosters und einer ehemaligen Schlacht (Bataille) gegen die Spanier, wovon es seinen Namen hat, bekannt, sonst unbedeutend. Hier verenget sich die Gegend wieder, und die Berge werden beträchtlicher.

Alenquer ist ein bergiges Städtchen, von einem Bache gleiches Namens durchschnitten.

Villa franca am Flusse Tajo, ein artiges Städtchen, das, durch den Fluß begünstigt, einen schönen Handel haben muß, und ziemlichen Reichthum verräth. Seine Lage ist angenehm und unterhaltend. Die Nähe der Hauptstadt kündigt sich allenthalben an. Wir überschauten hier die an Städten und Dörfern übersäete Gegend bis Lissabon hin mit verlangenden Blicken.

§. 93.

Azambuja, das einzige flache Städtchen, das ich in Portugall sah, liegt an dem dort gleichfalls flachen Ufer des Tajo. Es hat einen schönen Platz und niedliche Häuser. Das ebenfalls flache Land ist gut angebauet. Der Weg führte uns durch einen Fichten- und Eichenwald.

Cartaró, in der Aussprache Cartajo, soll seinen Namen von einer Kolonie Karthaginienser haben, die sich nach der Zerstörung ihrer Hauptstadt dort angesiedelt haben sollen. Der spanische General, Marquez de la Romana, der uns in Galizien sehr beunruhigt hat, soll dort begraben liegen. Es ist übrigens ein kleiner unbedeutender Flecken.

§. 94.

Santarem, eine bedeutende Stadt, die reich zu seyn scheint, und einen ausgedehnten Handel haben muß. Sie liegt am Flusse Tajo, der aber hier nur im Winter schiffbar ist. Die Gegend ist angenehm und fruchtbar. Der Boden bringt Alles hervor.

Hier war es, wo das Marine-Bataillon mit der Erbauung von Schiffen strenge beschäftigt war. Als nachmals die ganze Armee ihre Kantonirungen änderte, wurden die schon fertigen Schiffe auf Wagen, die in der Eile verfertigt werden mussten, auf dem wässerigen und grundlosen Thalwege unter weitern Beschwernissen nach Punhete gebracht, und dort die Arbeiten, indeß sie der General Loison mit dem dritten Armee-Korps deckte, und Abrantes beobachtete, mit noch mehr Thätigkeit als zuvor, unter dem großen Mangel, mit welchem auch dieses Korps zu kämpfen hatte, fortgesetzt.

Diese Marine-Soldaten *), auf dem festen Lande gebildet, übrigens aber mit vielen theoretischen Kenntnissen aus-

*) Wenn man eine Klassifikation über das Betragen unserer Soldaten überhaupt, während dieses Feldzuges machen sollte, so könnte man annehmen, daß die Korps der Marine und des Genie oben an stehen; ihre Officiere verdienen als gebildete und kenntnißvolle Männer und ihre Soldaten als thätige und wohl disciplinirte Arbeiter in jeder Hinsicht die erste Reihe. Das Artillerie-Korps enthält nicht weniger gebildete und mit vielen theoretischen und spekula-

geschmückt, kraft- und muthvolle Krieger, neckten sich hier mit den feindlichen sehr oft. Sie setzten so manchmal nächtlicher Weile über den Fluß, und nahmen sich abwechselnd Vorposten und Patrouillen hinweg.

Eines Tages brachte man einen jungen englischen Seeofficier ein, der mit 40 Mann auch so einen kühnen Streich ausführen wollte. Seine Mannschaft, als sie ihr einzelnes Boot von den unsrigen ohne Rettung umgeben sah, hatte sich in den Fluß gestürzt, und durch schnelles Schwimmen gerettet. Der Officier aber war ganz unbeweglich in seinem Boote geblieben, und hatte sich ganz geduldig ergeben. Auf die Frage, warum er sich nicht eben so, wie seine Kameraden, rettete, antwortete er ganz unbefangen, daß er nicht schwimmen könne. Unbegreiflich war mir's, wie ein englischer Seeofficier, ehe er in der Schwimmschule die nöthige Fertigkeit erlangt hatte, sich so aussetzen oder vielmehr, auf einem Elemente dienen mochte, wo eben diese Fertigkeit eine der ersten Bedingnisse seyn muß.

---

tiven Kenntnissen ausgerüstete Officiere, besonders in seiner obern Klasse, und in seiner untern die vortrefflichsten Praktiker, auch thätige, wohl disciplinirte und sehr arbeitsame Soldaten. Diesen folgt die leichte Kavallerie, besonders die Husaren, die auch während der Revolution, so sehr es verboten war, nicht aufhörten, ihren Stock zu tragen, den sie als ein gewisses, ihnen eigenthümliches Attribut der Disciplin betrachteten, und wovon sie, des Verbotes ungeachtet, nicht selten Gebrauch machten. Nach diesen kommt die Infanterie, und nach ihr folgen die Dragoner, ob sie gleich, während dieses Feldzuges ihr bey der großen Armee zum Theil verlornes Renommée wieder zu erlangen trachtete.

Nach diesen sind die Centeniers, denen der Artillerie-Train, das undisciplinirteste aller Korps, folgt. Den Schluß machen die gesammten Bedienten der Armee, diese zügellose, grausame Menschenklasse, die mehr Unheil stifteten, als alle Soldaten der Welt.

Wie dem aber auch sey, über den Bau der vielen Schiffe hatte man in der Armee verschiedene Vermuthungen. Allerdings sollten sie zu einer Schiffbrücke über den Tajo dienen, allein zu welchem Zwecke der Uebergang über diesen Fluß dienen sollte, das war uns unerklärbar; zuerst hieß es — um aus der Provinz Alentejo, die besonders an Fourage reich war, Lebensmittel zu beziehen, dann — um die Belagerung von Abrantes zu machen, und sich so mit der Armee von Andalusien in Verbindung zu setzen. Vielleicht aber war es nur Vorsicht auf den Fall hin, daß uns der Weg auf dem rechten Ufer abgeschnitten werden sollte, vielleicht gar nur ein Stratagem. Allein alle die Schiffe, mit so vieler Mühe erbaut, wurden bey unserm Abzuge — verbrannt.

III.

Züge zur Geschichte Dresdens, und des Kriegs in Sachsen, im Jahr 1813.

Dritter Abschnitt *).

Während der Waffenruhe bot Dresden das Bild eines gewühlvollen Kriegsplatzes dar, und so wie an den Gränzen des Landes neue Streitkräfte gesammelt wurden, den Kampf

*) Zufällige Umstände haben den Verfasser abgehalten, diese Fortsetzung so früh mitzutheilen, als er es gehofft hatte; aber er glaubt man werde diese Verzögerung entschuldigen, da dieselbe ihm Gelegenheit gegeben hat, manche früher eingesammelte Nachricht zu berichtigen.

für Deutschlands Rettung zu bestehen, so sah man hier die letzten Anstrengungen aufbieten, die Fesseln der schmählichen Knechtschaft fester zu schmieden, und das fast erschütterte Gebäude frevelvoller Uebermacht zu stützen. Alle Vorbereitungen und Anstalten verkündigten, daß die vielgedrückte Stadt und ihre Umgegend lange das Feldlager des französischen Heeres bleiben sollten. Schon waren mehr Mitglieder der französischen Bühne von Paris unterweges; denn Frankreichs Krieger, hieß es, wären von jeher gewohnt, mitten unter dem Waffengeräusche an Thalia's und Melpomene's Spielen sich zu ergetzen. Einige der berühmtesten Helden der Pariser Bühne, unter andern Talma, St. Prix, Armand, die liebenswürdige Mars, und späterhin auch die von Petersburg zurückgekommene Georges, waren unter dieser Künstlergesellschaft, welche gewöhnlich auf einer dazu eingerichteten Bühne im Marcolinischen Gartenschlosse ihre Vorstellungen gab. Einmal in jeder Woche spielte sie im kleinen Opernhause für eine größere Zuschauerzahl, als jener kleine Saal fassen konnte. Die Plätze, welche nach Abzug des Raums, den Napoleons Umgebungen und der königliche Hofstaat einnahmen, übrig waren, wurden von dem französischen Kammerherrn Turenne durch Eintrittskarten vertheilt, aber es erhielt, wenn der Kaiser zugegen war, Niemand Zutritt, der nicht im steifen Hofanzuge erschien, weshalb denn Viele, die sich diesem lästigen Zwange nicht unterwerfen mochten, den Genuß sich versagten, den die Kunst dieser gewandten Schauspieler, besonders im Lustspiele, darbot.

Ein Schauspiel andrer Art waren die täglichen Musterungen der Truppen, auf der großen, am Elb-Ufer hinlaufenden, Ostra-Wiese in Friedrichstadt, welche, als der größte Platz in der Nähe der kaiserlichen Wohnung, zu diesen kriegerischen Festlichkeiten ausersehen ward. Gleich am Tage nach seiner Ankunft, am 11. des Junius, hielt Napoleon

hier Heerschau über 10, bis 12,000 Mann Fußvolk und Reiterei, welche unter dem General Bertrand aus Italien kamen, und noch an demselben Tage auf der lausitzischen Heerstraße weiter zogen. Am 13. musste in den Kirchen zur Feyer des Waffenstillstands und der Ankunft des Kaisers, das Herr Gott dich loben wir, bey dem Donner des Geschützes gesungen, und Abends die Stadt erleuchtet werden; unter allen gebotenen Erleuchtungen, wodurch seit sieben Jahren so oft unheilbringende Ereignisse hatten gefeyert werden müssen, die armseligste. Und wahrlich, die Friedenshoffnung, welche auf diesen Waffenstillstand gebaut werden sollte, war so schwach, die Aussicht, daß unter den damaligen Umständen fester Friede und Rettung der Freyheit und Selbstständigkeit der Völker möglich sey, so ungewiß, daß sich kaum Jemand freudigen Empfindungen überlassen konnte. Alle fühlten nur den Druck der verdoppelten Noth des Augenblicks, der doch so gering war gegen Alles, was noch bevor stand.

Napoleons Reise nach Pirna und zu den Engpässen der böhmischen Gränzgebirge, am 20. des Junius, lenkte bald alle Blicke auf das östliche Nachbarland, von welchem nun, wie es schien, statt der bisher erwarteten Vermittlung des Zwistes, die kräftigste Mitwirkung zur Entscheidung des großen Völkerkampfs ausgehen sollte, damit die aufmunternde Hoffnung erfüllt würde, welche das verbündete Heer, als es im May über die Elbe zurückgegangen war, erweckt und mitgenommen hatte. Oesterreich schien eine entschieden feindliche Stellung anzunehmen. Schon wurden keine andern Fremden aus Sachsen, als Badegäste, in deren Pässen die Gesundheitspflege ausdrücklich als Beweggrund der Reise angegeben werden musste, über die böhmische Gränze gelassen. Was man von den großen, der Vollendung nahen, Kriegsrüstungen in Oesterreich und Böhmen vernahm, ward bekräftigt durch die umfassenden Vertheidigungs-Anstalten,

welche von nun an gegen die aus Böhmen laufenden Gebirgspässe auf beyden Elb-Ufern mit so viel Kunst als rastloser Thätigkeit durch die Franzosen ausgeführt wurden. Diese starke Befestigungslinie dehnte sich von Gießhübel bis Stolpen aus, dessen alte, auf hohem Basaltlager sich erhebende, Felsenburg mit neuen Werken verwahrt wurde. Der wichtigste Punkt aber in dieser Linie waren die starken Verschanzungen am Fuße des steilen Lilienstein, welche ein Lager für 60,000 Mann vertheidigen sollten, und durch zwey Brücken mit der gegenüber liegenden Veste Königstein in Verbindung gesetzt, beyde Elb-Ufer und die hier auslaufenden Pässe decken konnten. Eine vom Lilienstein durch die Gebirge des Amts Hohenstein gebahnte, auch für Geschütz fahrbare, Straße erleichterte die Verbindung mit den, an der Gränze Schlesiens stehenden, Heerhaufen. Jene Verschanzungen waren gleichsam die Außenwerke des Mittelpunkts der festen Stellung am obern Elb-Ufer, wozu Dresden immer mehr ausgebildet ward. Denn während die Werke am rechten Strom-Ufer um die Neustadt, unter welchen die sogenannte Kaiserschanze (fort impérial) mit einem bombenfesten Blockhause, vor dem schwarzen Thore das stärkste und kunstreichste war, der Vollendung sich näherten, ward auch rings um die Altstadt eine ausgedehnte Verschanzungslinie abgesteckt, die nach Abend an den kleinen Weisseritz-Fluß, der jenen Stadttheil von Friedrichstadt trennt, sich lehnte, und gegen Morgen in einem Bogen bis ans Elb-Ufer sich hinzog. Einige Tausend Landleute, die selbst aus den entferntesten Gegenden des Landes zu einer Zeit, wo die Ernte alle Hände brauchte, herbey kommen mussten, und alle 14 Tage abgelöst wurden, arbeiteten gegen ein regelmäßig bezahltes Tagelohn unausgesetzt, die Stadt in furchtbaren Vertheidigungsstand zu setzen. Fortdauernd kamen indeß einzelne Heerabtheilungen von allen Waffenarten, worunter mehrere waren, die unmittelbar aus Spanien herbey eilten, von klei-

nen Geschützzügen begleitet, die theils zu dem Hauptheere zogen, um die seit dem May erlittenen großen Verluste zu ersetzen, theils den Heerhaufen sich anschlossen, die nahe vor der Stadt, am rechten Elb-Ufer, im Dresdner Walde in neu erbauten bequemen Hütten lagen; ein großes meilenweit sich ausdehnendes Feldlager, das Napoleon am 25. des Junius selbst bereiste. Mitten unter diesen Kriegsrüstungen, welche von französischer Seite ernstlicher gemeint waren, als die, wenn auch laut geäußerten, Friedensgesinnungen, schien die Hoffnung einer Ausgleichung des Zwistes wieder zu erwachen, als der österreichische Minister, Graf von Metternich, der unmittelbar aus dem Feldlager des Kaisers von Rußland kam, vom 26. bis zum 30. des Junius in Dresden verweilte.

Aber die Umsichtigern, welche von diesem Kampfe einen, für Deutschlands Selbstständigkeit entscheidenden, Ausgang erwarteten, mochten sich diesen Hoffnungen nicht hingeben, selbst als das Gerücht die, durch einen um diese Zeit zwischen Oesterreich und Frankreich abgeschlossenen Vertrag verabredete, Verlängerung des Waffenstillstands verkündigte. Man sah in dieser Nachricht nichts, als die Gewißheit, den Druck einer immer wachsenden Heeresmasse, welche in Dresdens Umgegend zusammen gedrängt war, noch länger ertragen zu müssen. Es fehlte zwar nicht an Zufuhren aus Frankreich selbst, woher fortdauernd ganze Wagenzüge mit Mehl, Zwieback und Reis kamen, aber nicht weniger musste Sachsen selbst zu den Bedürfnissen der Kriegsvölker beytragen, und doch war, um nur eines Bedürfnisses zu erwähnen, schon in der Mitte des Julius, das Pferdefutter in dem vielfach erschöpften meißnischen Kreise so sehr geschwunden, daß durch eine Verordnung der Kreisbehörde *) alle Hafervorräthe bis auf den unentbehrlichsten Bedarf der Eigenthümer in Beschlag genommen wurden, den Besitzern von Luxuspferden

*) Beylage XXIX.

aber die Ablieferung ihrer sämmtlichen Vorräthe befohlen ward. So viel auch die, im meißnischen Kreise gelagerten, Heerhaufen wirklich aufzehren mochten, so muß doch der schamlosen Verschleuderung, die in Ansehung der Futtervorräthe stattfand, wenigstens ein eben so großer Antheil an der Erschöpfung derselben zugeschrieben werden, da bey den französischen Kriegsverwaltungs-Beamten für jeden Nachfrager immer Vorräthe in beliebiger Menge zum Verkaufe bereit waren.

Obgleich in der ersten Hälfte des Heumonats der Graf von Narbonne, als französischer Bevollmächtigter, nach Prag abgereist war, und endlich, nach langer Zögerung, auch Caulaincourt, Herzog von Vicenza, als erster Friedensgesandter, ihm folgte, so gewann doch, je näher der Monat zum Ende rückte, alles mehr und mehr ein kriegerisches Ansehen in Dresden und in der Umgegend. Die Spitäler in der Stadt wurden ziemlich geleert. Die, zur Ergänzung der bey Görlitz gelagerten Heer-Abtheilung unter dem General Reynier bestimmten, sächsischen Truppen, die in kurzer Zeit neu waren ausgerüstet worden, Fußvolk, Reiterei und Geschützzüge eilten nach der Lausitz, sobald Napoleon am 17. in einer glänzenden Heerschau sie gemustert hatte. An der böhmischen Gränze zogen sich auf beyden Elb-Ufern, unter dem Oberbefehl des Marschalls Gouvion St. Cyr Heerhaufen zusammen, deren Stützpunkt die schnell vollendeten Verschanzungen am Fuße des Lilienstein waren. Napoleon machte einige Reisen, um die, auf der durch den Waffenstillstands-Vertrag bestimmten Scheidungslinie gelagerten, Kriegsvölker zu mustern; nach Torgau und Magdeburg vom 10 bis 15. des Julius, und darauf, vom 20 bis 22. nach der Niederlausitz, wo die Heer-Abtheilung des Marschalls Oudinot aufgestellt war. Mitten unter diesen kriegerischen Anstrengungen hatte man indeß schon seit dem Ende des Junius angefangen wiederherzustellen, was durch den

Krieg war zerstört worden, indem man den gesprengten Brückenpfeiler aus seinen Trümmern wieder aufrichtete, und der Bau war unter der hölzernen Hülfsbrücke, welche über die Kluft geworfen war, schon am Ende des Julius bis zu der Höhe hinaufgerückt, wo die beyden zerrissenen Bogen sich anschließen mussten *).

Wir verweilen hier, um einen flüchtigen Blick auf die Lage der Stadt zu werfen, welche ein unglückliches Schicksal von nun an zu dem Mittelpunkte der französischen Kriegsunternehmungen machte. Es ist wahr, einzelne Bewohner, ja selbst ganze Klassen von Gewerbsleuten, hatten während der Kriegsunruhen bedeutend gewonnen und gewannen fortdauernd; es ward allerdings eine große Masse baaren Geldes in Umlauf gesetzt, aber alles dies konnte die Nachtheile nicht aufwiegen, welche die Verarmung eines weit größern Theils der Bewohner herbeyführen musste. Die Last der Einquartierung ward durch die Anwesenheit des Hauptquartiers während der achtwöchentlichen Waffenruhe, wo stets gegen 30,000 Mann in der Stadt lagen, noch unerträglicher, und besonders drückend in dem ärmsten Theile der Stadt, in Friedrichstadt, wo die Garden, dem Kaiser nahe, in großen Massen lagen, und manchem Tagelöhner den ganzen täglichen Erwerb aufzehrten; denn was aus den Vorrathshäusern gereicht wurde, war unzureichend, die begehrlichen Gäste nur nothdürftig zu befriedigen, und die neue, gleich nach dem Abschluß des Waffenstillstands gegebene Anordnung über die Verpflegung der französischen und verbündeten Krie-

*) Im Spätherbst 1813 (am 8. December), ward die, von den Franzosen im May erbaute, Ergänzungsbrücke abgebrochen, und es wurden über die Kluft starke hölzerne Bogen gespannt, welche, mit Balken belegt und mit einem Geländer versehen, einen festen Bau bilden, der bis jetzt steht, wo man angefangen hat, die steinernen Bogen herzustellen, von welchen der eine am 26. des Augusts vollendet worden ist.

ger *) hatte selten die Wirkung, ungenügsame Foderungen herabzustimmen. Die Noth ward vergrößert durch die Verbreitung des Nervenfiebers, das anfing gefährlicher zu werden, seit die Anhäufung von Verwundeten und Kranken in etwa zehn Spitälern, und besonders die Aufnahme derselben in den Bürgerwohnungen, welche nach den blutigen Schlachten in der Lausitz stattfand, die Keime der Ansteckung vervielfältigte. Schon im Anfange des Junius war es nothwendig geworden, mehrern Mitgliedern einheimischer Verwaltungs-Behörden den Auftrag zu ertheilen, die Anzahl und den Zustand der, in die Wohnhäuser gelegten, kranken und verwundeten Franzosen zu untersuchen. Es gab daher eine wohlthätige Erleichterung, als gegen die Mitte jenes Monats eine große Anzahl von Kranken, theils auf Schiffen die Elbe hinab, theils auf Wagen nach der fränkischen Gränze geschafft wurden, und die, in der Neustadt einquartierten, Verwundeten ein Lager vor der Altstadt bezogen. Seitdem gingen besonders in dem folgenden Monate, mehrere Schiffe mit schwer und leicht Verwundeten ab. Nicht minder sichtbar war der nachtheilige Einfluß des Kriegs auf den sittlichen Zustand des Volks. Die Sittenlosigkeit der französischen Krieger, welche zum Theil reichlich mit allen Hülfsmiteln zum Genusse versehen, sich während der Waffenruhe für die erduldeten Beschwerden schwelgerisch erholten, wirkte eben so ansteckend, als das Seuchengift, das ihre Kranken verbreiteten. Liederlichkeit und Müßiggang nahmen zu unter der geringern Volksklasse. Die Leichtigkeit, sich durch Hökerey und Feldkrämerey Unterhalt zu verschaffen, und sich sogar etwas zu sammeln, verleitete unzählige Menschen nach solchem bequemen Erwerbe zu trachten, so daß man anfing, Arbeiten für Tagelohn zu verschmähen. Dies hatte nicht nur den vorübergehenden Nachtheil, daß die, durch das Gedeihen

*) Beylage XXX.

jenes Erwerbzweigs vermehrte, Aufkäuferey, welcher eine, unter kriegerischen Unruhen noch nachlässiger gehandhabte, Marktpolizey nicht Einhalt that, die Theurung der ersten Lebensbedürfnisse unterhielt, sondern es wird ohne Zweifel auch unter den, durch den Krieg herbeygeführten, Ursachen der sittlichen Verschlimmerung der untern Volksklasse, aus welcher selbst Kinder die verderbliche Eßwaarenkrämerey trieben, aufzuzählen seyn. Die Begierde, von dem goldnen Regen im Hauptquartier einige Tropfen zu sammeln, lockte selbst betriebsame Leute aus Frankreich herbey. Denn außer den französischen Schustern und Schneidern, und einigen Kaufleuten, die mit Allem, was zu Offizier-Uniformen gehört, aus Paris und Straßburg kamen, siedelten sich nach und nach mehrere Gaumenkünstler hier an, und selbst ein Schwarm von schmutzigen Schuhputzerjungen war dem Heer von der Seine nachgezogen, um an den Ufern der Elbe ihr gellendes Cirez les bottes! ertönen zu lassen.

Die Friedenshoffnungen, welche ungeachtet aller Rüstungen sich erhalten hatten, verschwanden auch dem Leichtglaubigsten, als gleich nach der, am 4ten des Augusts erfolgten, Rückkehr Napoleons von seiner, am 25ten des Julius angetretenen, Reise nach Mainz, bekannt wurde, daß sein Namensfest in allen französischen Feldlagern am 10ten des Augusts gefeyert werden sollte, weil am 15ten die Zeit der Waffenruhe abgelaufen war. Gleich nachher, hieß es, sollten alle Heere aus ihren Ruhelägern aufbrechen. Die Spitäler waren größtentheils geleert, um die Opfer des erneuten Kampfes aufnehmen zu können.

Schnell ward alles vorbereitet zur Feyer des kriegerischen Festes. Am 9ten des Augusts wurde von den französischen Schauspielern auf dem Hoftheater eine freye Vorstellung, besonders für die Garde, gegeben. Nach dem Ende des Schauspiels ward die Feyer des folgenden Tags durch Geschützdonner angekündigt, der bey Tagesanbruche von Neuem

ertönte.

ertönte. Aus allen Feldlägern in der Umgegend zogen seit frühem Morgen Truppen auf die große Ostrawiese, wo sie sich zu einer glänzenden Heerschau sammelten. Auf der weiten Wiesenfläche, deren üppiger Graswuchs längst schon durch wüstende Kriegsfuhrknechte zertreten war, standen hier in langen Reihen die ganze französische alte und junge Fußgarde, die Dragoner, die reitenden Jäger, die Lanzenreiter der Leibwache, alle im festlichen Kriegsschmucke, sächsisches und westphälisches Fußvolk, bergische und neufchatelsche Reiter, im Ganzen ein schön gerüstetes Heer, von mehr als 40,000 Mann. Als Napoleon, begleitet von dem Könige und den königlichen Prinzen, welche gegen 8 Uhr in Prachtwagen zu ihm gefahren waren, auf der Wiese erschien, scholl aus den Reihen, an welchen er mit seinem glänzenden Gefolge einige Male vorüber sprengte, ein lauter Freudenzuruf ihm entgegen, wie gewöhnlich durch Winke und Befehlsworte der Oberen, gleich einer Waffenbewegung oder Schwenkung, hervorgerufen. Es dauerte über 3 Stunden, als die Kriegsvölker, jede Waffenart in abgesonderten Haufen, vor dem gefeyerten Helden vorüber zogen, welcher, wie sein Blick verrieth, neue Eroberungsentwürfe im kühnen Geiste mälzen mochte. Darauf zogen alle französischen und verbündeten Generale und Stabsoffiziere, sammt den kaiserlichen Hofbeamten, mit dem Fürsten von Neufchatel zu Fuß in die katholische Kirche, wo das Herr Gott dich loben wir! unter dem Donner des Geschützes gesungen ward. Der König und seine Familie wohnten der Feyerlichkeit bey.

Die französische alte Garde zog alsdann mit klingendem Spiele nach der Neustadt, wo unter den langen Lindenreihen der Hauptstraße Tische und Sitze aufgestellt waren. In der Mitte der Tafelreihe waren Plätze für die Offiziere beyder Garden unter übergespannten Segeltüchern, und auf einem der Tische, an welchem die Generale und Stabsoffiziere saßen, stand Napoleons Büste, bekränzt mit Lorberzweigen und

umgeben von Zierpflanzen. Oberhalb und unterhalb dieser Tische standen zwey Chöre kriegerischer Musik, die Freude des Mahles zu beleben. Alle Offiziere und Gemeine der französischen Garde hatten an diesem Tage doppelten Sold, jeder Soldat einen doppelten Fleisch-Antheil aus den Vorrathshäusern erhalten, und von dem Könige von Sachsen waren 100 Eimer Wein gespendet worden. So ward des Königs Leibwache auf des Königs Kosten von ihren Waffenbrüdern bewirthet. Unter neuem Geschützdonner wurden allerley Trinksprüche ausgebracht. Während auf beyden Seiten der Tafelreihe zahlreiche Zuschauer auf und nieder sich drängten, und mancher auch wohl die wohlfeile Gastfreyheit seines Gastes, den er seit Monaten unter Noth und Sorge gepflegt hatte, sich gefallen ließ, und der Wein die Zecher immer lauter und lustiger machte, stach es etwas grell ab gegen diese fröhlichen Auftritte und gegen den Ueberfluß, der auf diese Tafeln sich ergossen hatte, wenn französische Soldaten, die aus irgend einem Krankenhause geschlichen waren, oder von einem entferntern Lagerplatze kamen, wo die Spende minder reichlich ausgefallen war, Brosamen und Speisereste unter den Tischen der hochbegünstigten, beneideten Waffenbrüder aufsuchten, oder gierig Salatblätter aus der Essigbrühe fischten. Aehnliche Gastereyen sah man an andern Orten der Neustadt, so wie in den Lägern vor der Altstadt; dort französische und sächsische Artilleristen in einem öffentlichen Garten vereint, dort die Sapeurs beyder Heere auf der Kaiserschanze vor dem schwarzen Thore tafelnd.

Um 8 Uhr Abends fuhr Napoleon ins königliche Schloß, zu einem festlichen Mahle. Der Geschützdonner, der gegen 9 Uhr erscholl, als die Gesundheit des Kaisers, der Kaiserinn und des Königs von Rom ausgebracht wurde, gab zugleich das Zeichen zur Abbrennung eines Feuerwerks, das auf einem der ersten Pfeiler der Elb-Brücke, dem Schlosse gegenüber bereitet war. Am rechten Strom-Ufer, bey Uebigau,

PARSONS LIBRARY University of MICHIGAN

eine halbe Stunde unterhalb der Neustadt, waren einige Regimenter der Garde aufgestellt, welche ein lebhaftes Heckfeuer unterhielten, während andre Abtheilungen auf beyden Seiten der Brücke in der Neustadt Leuchtkugeln in die Luft schossen. Fischerkähne, als Brander ausgerüstet, schwammen unter zahllosen Schwärmerwürfen auf die Brücke zu, auf welcher Erdpattonen aus kleinen Minen aufflogen. Ein heitrer Abendhimmel erhöhte die zauberische Wirkung des Spiels zahlloser Schwärmer und Raketen, welche über die dunkle Zinnen der Stadt hintanzend, weit umher die Luft erhellten, und in dem Spiegel des Stroms, der zwischen beyden Stadttheilen ruhig hinabrollte, die mannigfaltigsten Wiederscheine bildeten. Endlich, nach einer Pause, erschien Napoleon's Namensbuchstabe in hellem Glanze vor dem Schlosse, wo er stand, hoch in der Luft, während der Zuruf der Krieger über den Strom scholl. Krachend flogen nun einige 1000 Schwärmer empor; noch einmal übergoß ein Lichtglanz die zitternden Wellen, bis endlich nur einzelne Leuchtkugeln noch am Nachthimmel empor stiegen, dann der Strom wieder dunkel durch die Trümmer des gesprengten Pfeilers sich wälzte, und als nun der Zuschauer lustiges Gewühl sich zu verlieren begann, das Schmerzgeschrey eines tödtlich verwundeten Fischers, der sich unvorsichtig genähert hatte ans Ufer drang. Sollte man's bildlich deuten auf den furchtbaren Gang des Gewaltigen, dem die Feyer des Tages galt?

Eine Erleuchtung der Stadt beschloß diesen letzten Vergötterungs-Auftritt des Helden. Wir wollen weder durch eine Beschreibung dieser kurzdauernden Lampenherrlichkeit ermüden, noch erwähnen, welche Verzierungen der Stadtbefehlshaber, Graf Durosnel, mit der Inschrift verbunden hatte, die denjenigen als den Unbesiegten begrüßte, dem wenige Wochen später die Glücksgöttinn, mit deren Gunst er gefrevelt, auf immer untreu werden sollte; oder unter welchen Sinnbildern „seinen Ruhm unsre Sie-

gesfreude" ein sächsischer Kriegsmann nannte, aber sonderbar war's, daß die letzte Hälfte der Inschrift, welche der französische Gesandte, der geistvolle Serra, über dem Prachtthore seiner Wohnung angebracht hatte: Großes geschah, Größeres steht bevor —*) zum Heil Europa's in einem ganz andern Sinne erfüllt ward, als der gelehrte Lobredner seines gefeyerten Helden sie ausgesprochen hatte.

Zwey Tage nach dem Feste begannen endlich die Bewegungen, welche die Stadt auf kurze Zeit von ihren beschwerlichen Gästen befreyen sollten. Die noch in Dresden zurückgebliebene sächsische Hauptbatterie brach am 12ten nach der Lausitz auf; in der folgenden Nacht eilten Wagen mit Kriegs-Bedürfnissen, darauf am nächsten Tage die Heerwächter der Garde und mehrere Abtheilungen der alten und jungen Garde, die alle auf der Straße nach Bauzen zogen. Wie manches zärtliche Verständniß während der Waffenruhe sich angeknüpft hatte, ward nun offenbar, als viele Mädchen die abziehenden Kriegsmänner von der alten Garde begleiteten, manche mit Thränen vor dem Thore schieden, manche auch, die festere Bande hielten, muthvoll weiter auf der Heerstraße folgten. Ohne Zweifel um den nachtheiligen Folgen solcher Liebschaften vorzubeugen, geschah es, daß einige Tage vor dem Aufbruche der Garde, durch einen öffentlichen Anschlag, die, nach französischen Gesetzen ausgesprochene, Verurtheilung eines mit Zuchthausstrafe belegten Mädchens in Glogau, das einen Soldaten zum Austreißen verleitet hatte, bekannt gemacht ward.

In den ersten Morgenstunden des 14ten Augusts traf der König von Neapel ein, um wieder den Oberbefehl über die französische Reiterey zu übernehmen. An demselben Tage verließ der Graf Bubna, durch welchen bisher die Unterhandlungen zwischen dem österreichischen und französischen Hofe waren geführt worden, die Stadt. Zu gleicher Zeit wurde

*) Incolumen servato! *Instant majora peractis!*

zahlreiches Geschütz, das zum Theil von der Festung Königstein war genommen worden, auf die Wälle der Altstadt und in die Außenwerke geführt, und eine Menge von Kriegsbedürfnissen in die Schanzen gefahren. Am folgenden Tage, am 15ten des Augusts, kam der Friedensgesandte, Graf von Narbonne, von Prag zurück, und zwey Stunden später verließ Napoleon die Stadt und nahm über Pirna, wo er sich über die Elbe setzen ließ, und weiter über Stolpen den Weg nach Bauzen. Auch von des Königs Abreise hatte man einige Tage vorher gesprochen, aber es ward bald bekannt, daß er seine Hauptstadt nicht verlassen werde, und die schon bestimmte Abreise seiner Brüder ward wieder aufgeschoben, weil, wie man versicherte, Napoleon gesagt hatte, es möchte nicht eher die Rede davon seyn, bis er geschlagen seyn werde.

Der Fürst von Neufchatel folgte an demselben Tage mit dem Hauptquartier und den zurückgebliebenen Abtheilungen der Garde, und am 16ten nahm auch der König von Neapel den Weg nach Bauzen. Nach dieser großen Ausleerung, die auf Augenblicke den Druck erleichterte, blieb doch, außer mehrern Kanzleyen, noch ein ganzes Heer von Kriegsverwaltungs-Beamten zurück.

Dresden ward von nun an der Punkt, um welchen sich alle Bewegungen des französischen Heeres drehten, der Schlüssel der französischen festen Stellung in Sachsen. Es war ein verschanztes Lager, das, durch eine nicht ganz schwache Besatzung geschützt, jeder Unternehmung große Schwierigkeiten entgegen setzte, und dessen starke Bollwerke auf beyden Elb-Ufern der Königstein und Lilienstein waren. Man fuhr auch nach Napoleons Abreise mit der lebhaftesten Thätigkeit fort, die Stadt zu befestigen, besonders den, am linken Elb-Ufer liegenden, Theil desselben und die an den Straßen nach Pirna und Freyberg angelegten Außenwerke. Vor den innern Thoren der Altstadt wurden Zugbrücken angelegt, und

gesfreude" ein sächsischer Kriegsmann nannte, aber sonderbar war's, daß die letzte Hälfte der Inschrift, welche der französische Gesandte, der geistvolle Serra, über dem Prachtthore seiner Wohnung angebracht hatte: Großes geschah, Größeres steht bevor —*) zum Heil Europa's in einem ganz andern Sinne erfüllt ward, als der gelehrte Lobredner seines gefeyerten Helden sie ausgesprochen hatte.

Zwey Tage nach dem Feste begannen endlich die Bewegungen, welche die Stadt auf kurze Zeit von ihren beschwerlichen Gästen befreyen sollten. Die noch in Dresden zurückgebliebene sächsische Hauptbatterie brach am 12ten nach der Lausitz auf; in der folgenden Nacht eilten Wagen mit Kriegs-Bedürfnissen, darauf am nächsten Tage die Heerwächter der Garde und mehrere Abtheilungen der alten und jungen Garde, die alle auf der Straße nach Bauzen zogen. Wie manches zärtliche Verständniß während der Waffenruhe sich angeknüpft hatte, ward nun offenbar, als viele Mädchen die abziehenden Kriegsmänner von der alten Garde begleiteten, manche mit Thränen vor dem Thore schieden, manche auch, die festere Bande hielten, muthvoll weiter auf der Heerstraße folgten. Ohne Zweifel um den nachtheiligen Folgen solcher Liebschaften vorzubeugen, geschah es, daß einige Tage vor dem Aufbruche der Garde, durch einen öffentlichen Anschlag, die, nach französischen Gesetzen ausgesprochene, Verurtheilung eines mit Zuchthausstrafe belegten Mädchens in Glogau, das einen Soldaten zum Ausreißen verleitet hatte, bekannt gemacht ward.

In den ersten Morgenstunden des 14ten Augusts traf der König von Neapel ein, um wieder den Oberbefehl über die französische Reiterey zu übernehmen. An demselben Tage verließ der Graf Bubna, durch welchen bisher die Unterhandlungen zwischen dem österreichischen und französischen Hofe waren geführt worden, die Stadt. Zu gleicher Zeit wurde

*) Incolumen servate! *Instant majora peractis!*

zahlreiches Geschütz, das zum Theil von der Festung Königstein war genommen worden, auf die Wälle der Altstadt und in die Außenwerke geführt, und eine Menge von Kriegsbedürfnissen in die Schanzen gefahren. Am folgenden Tage, am 15ten des Augusts, kam der Friedensgesandte, Graf von Narbonne, von Prag zurück, und zwey Stunden später verließ Napoleon die Stadt und nahm über Pirna, wo er sich über die Elbe setzen ließ, und weiter über Stolpen den Weg nach Bauzen. Auch von des Königs Abreise hatte man einige Tage vorher gesprochen, aber es ward bald bekannt, daß er seine Hauptstadt nicht verlassen werde, und die schon bestimmte Abreise seiner Brüder ward wieder aufgeschoben, weil, wie man versicherte, Napoleon gesagt hatte, es möchte nicht eher die Rede davon seyn, bis er geschlagen seyn werde.

Der Fürst von Neufchatel folgte an demselben Tage mit dem Hauptquartier und den zurückgebliebenen Abtheilungen der Garde, und am 16ten nahm auch der König von Neapel den Weg nach Bauzen. Nach dieser großen Ausleerung, die auf Augenblicke den Druck erleichterte, blieb doch, außer mehrern Kanzleyen, noch ein ganzes Heer von Kriegsverwaltungs-Beamten zurück.

Dresden ward von nun an der Punkt, um welchen sich alle Bewegungen des französischen Heeres drehten, der Schlüssel der französischen festen Stellung in Sachsen. Es war ein verschanztes Lager, das, durch eine nicht ganz schwache Besatzung geschützt, jeder Unternehmung große Schwierigkeiten entgegen setzte, und dessen starke Bollwerke auf beyden Elb-Ufern der Königstein und Lilienstein waren. Man fuhr auch nach Napoleons Abreise mit der lebhaftesten Thätigkeit fort, die Stadt zu befestigen, besonders den, am linken Elb-Ufer liegenden, Theil desselben und die an den Straßen nach Pirna und Freyberg angelegten Außenwerke. Vor den innern Thoren der Altstadt wurden Zugbrücken angelegt, und

die Ausgänge einiger Straßen nach den halb zerstörten Wällen hin, durch Verpfählungen verschlossen. Mehrere Gebäude, die in der Linie des Stadtwalles lagen, mußten geräumt werden, um als Blockhäuser zu dienen. In jeder Vorstadt ward ein eigener Befehlshaber bestellt.

Während die Stadt also zur Abwehrung eines feindlichen Angriffs vorbereitet ward, rückte auf den Kriegsschauplatz ein neues wohlgerüstetes Heer, das der General Vandamme vom 17. bis 19ten des Augusts über die Elbe führte, meist Fußvolk mit zahlreichem Geschütze. Es waren wenigstens 40,000 Mann, die von der untern Elbe hinauf kamen, und nach dem Uebergange auf das rechte Ufer gegen die böhmische Gränze sich wandten. Jede Abtheilung desselben bezog ein Feldlager im Dresdner Wald, wo die, von den abgezogenen Kriegsvölkern verlassenen, Feldhütten noch standen, und rückte weiter auf der Straße nach Bauzen, wenn die nachfolgende eintraf.

Kaum war dieser Truppenzug geendigt, als mancherley Gerüchte über Vortheile und Nachtheile der französischen Waffen sich durchkreuzten, bis am 22sten des Augusts in der Nacht der Marschall St. Cyr, den die Bewachung der böhmischen Gebirgspässe am rechten Elb-Ufer aufgetragen war, sein Hauptquartier von Pirna rückwärts nach Dresden verlegte. Es verbreitete sich nun die Nachricht, daß seine, über 20,000 Mann geschätzte, Heeres-Abtheilung bey Gießübel von den Verbündeten war geschlagen, und selbst nach mehrern Gefechten, und der am Hollenberge genommenen Stellung geworfen worden. Viele Verwundete, die aus jener Gegend kamen, bestätigten das Gerücht, daß die Verbündeten die Franzosen stark verfolgten. Als nun bekannt ward, daß die Russen, unter dem General Wittgenstein, am 21sten des Augusts, die Verschanzungen bey Pirna stürmend genommen hätten, und unaufhaltsam vordrängen, verbreiteten sich unruhige Besorgnisse über die Gefahren, welche

der Stadt drohten. Denn die verbündete Heeresmacht mußte ihren Hauptangriff zuerst gegen Dresden richten, da von hier aus Napoleon seinem Angriffs-Kampfe jede Richtung geben konnte, und die Verbündeten bey jedem Angriffs-Versuche gegen Westen im Rücken bedroht wurden, wenn der Feind gezwungen ward, zum Vertheidigungskriege überzugehn.

Am 23sten des Augusts, in den ersten Morgenstunden, sah man die Linie des französischen Fußvolks kaum eine Stunde von Dresden auf den Höhen von Räcknitz. Das Gewehrfeuer war ziemlich nahe, und schon schwärmten Kosackenhaufen in der Ferne. Die Franzosen wurden bis an die Schanzen der Vorstädte zurückgedrängt.

Das russisch-preußische Heer war bekanntlich am 12ten des Augusts, an demselben Tage, wo Oesterreich den Krieg gegen Frankreich erklärte, in Böhmen eingerückt, hatte sich am 17ten mit dem österreichischen Heere vereinigt, und die verbündete Kriegsmacht, über welche der Fürst von Schwarzenberg den Oberbefehl übernahm, war in vier Abtheilungen in Sachsen eingedrungen; die Oesterreicher in dem längsten Bogen auf der Straße von Commotau, die Russen und Preußen unter Wittgenstein und Kleist auf der Pirnaischen Straße. Während an der schlesischen Gränze ein schwächeres Heer zurückblieb, den Feind zu beschäftigen, sollte die Hauptmacht die vordringenden Franzosen bedrohen, sich auf ihre Verbindungsstraße werfen, und von Schlesien und der Mark den Andrang der Uebermacht abhalten.

Nach der Ankunft des Königs von Neapel, der am 24sten eintraf, wurden die Anstalten zur Gegenwehr ernstlicher, und es schien die blutige Entscheidung näher zu rücken. Am Nachmittage ritt der König von Neapel gegen die, von den Verbündeten besetzten, Anhöhen, um die Stellung derselben zu beobachten, wobey die Kugeln der feindlichen Vortruppen und die kühn herumschwärmende Reiterey

ihm fast verderblich geworden wären. Ein Kunstgriff, der wohl mehr darauf berechnet war, den Bewohnern und den Vertheidigern der Stadt Zuversicht einzuflößen, als dem Gegner Besorgnisse zu erwecken, war es, daß noch am Abend dieses Tages das Geschütz auf den Stadtwällen gelöst wurde, um die Siege in Schlesien zu feyern, die ein öffentlicher Anschlag rühmte, worin der Rückzug des Blücherschen Heeres verkündet ward, der aber, wie die spätern Erfolge offenbarten, nichts als eine klug berechnete, in den ganzen Feldzugs-Plan eingreifende, Bewegung war. Die Verbündeten rückten indeß näher gegen die Stadt, und ihre Vorpostenlinie dehnte sich schon von Blasewitz bis auf die Anhöhen des Dorfes Plauen aus.

Am Morgen des 25sten senkte sich das Heer in die Ebene. Es ward schon früh Geschützdonner laut, und es erfolgten einzelne, obgleich nur schwache, Angriffe gegen die Außenwerke. Die Franzosen zogen sich näher gegen die Stadt, theils in die vor den äußern Thoren angelegten Schanzen, theils in die Gärten an den Gränzen der Vorstadt, wo Verhacke und Brustwehren gemacht wurden.

Die einzelnen Haufen von Fußvolk, Reiterey und Kriegsführ-Knechten, die in den nächsten Dörfern am rechten Elb-Ufer gelagert waren, schienen die Losung zum Kampfe erwartet zu haben, um auf die unglücklichen Bewohner die letzten Schreckniſse des Kriegs fallen zu lassen. Ungewiß, ob das schon geschmälerte Besitzthum des Landmanns am nächsten Tage noch ihre Beute werden könnte, griffen nun die plündernden Horden an, was bisher war geschont worden, so lange es das Bedürfniß des Unterhalts verlangte. Viele der Unglücklichen überliessen ihre Hütten und Felder dem Kriegsvolk zu Lagerplätzen und suchten Schutz in der Stadt, wo sie bey den Ueberresten einer ärmlichen Habe traurig auf den öffentlichen Plätzen saßen. So verging der Vorabend der furchtbaren Schlachttage und die

Flammen eines brennenden Dorfes, welche, den Kranz zahlloser Wachtfeuer überglänzend, den dunkeln Nachthimmel rötheten, schienen den Stadtbewohnern zu verkündigen, was auch ihren Häusern drohte.

Ein wilder Kriegslärm und das Rollen zahlloser Wagen scheuchten den Schlaf von jedem Auge, das unter solchen Besorgnissen sich hätte schließen mögen. Bey Tagesanbruch sah man in allen Straßen Kriegsvolk gelagert; alle Zugänge zu den Thoren waren mit Geschütz besetzt, und überall erblickte man jammernde Weiber und Kinder, welche bedrohte Wohnungen in den Vorstädten geräumt hatten. Schon in den ersten Tagesstunden waren die Franzosen von den Preußen aus dem großen Garten, einem 3300 Ellen langen und ungefähr halb so breiten Vierecke, verdrängt worden, wo die Schützen hinter dichten Bäumen eine sichere Schutzwehr fanden. Die französischen Truppen unter St. Cyr hatten eine Stellung hinter den Schanzen genommen. Von allen Seiten rückte das verbündete Heer, welches nun ganz vereinigt war und mit Inbegriff der, als Rückhalt bey Tharant aufgestellten, Abtheilung, unter dem Grafen Klenau, gegen 120,000 Mann geschätzt ward, gegen die Stadt, wo es eine vortheilhafte Stellung nahm, und mit Zuversicht ward den Bewohnern der Umgegend ein glücklicher Erfolg verkündet.

Schon seit 2 Tagen hatte das Gerücht Napoleons Ankunft versprochen. Mit dem Kerne seines Heeres, hieß es, hätte er die Ufer der Bober verlassen und seinen Weg nach Sachsen genommen, um die Verbündeten von der Elbe zu verdrängen. Nach 9 Uhr Vormittags zog er mit einem Theile seiner Leibwache in die Stadt, und von diesem Augenblicke an, wälzte sich über die Heerstraße von Bauzen, am hohen Elb-Ufer, ein ununterbrochener Zug von Fußvolk, Reiterey und Geschütz. Diese schnelle rückgängige Bewegung war die Folge der klugen Entwürfe, welche die Verbündeten auszuführen

begannen; denn Napoleon schien, um die Schwierigkeiten zu besiegen, welche er in seiner Stellung gegen drey furchtbare Streitmassen, das Heer des Kronprinzen von Schweden im nördlichen Deutschland, das Blücher'sche Heer in Schlesien und das verbündete Heer in Böhmen, zu überwinden hatte, sein altes Spiel wiederholen zu wollen, sich mit stürmender Uebermacht auf einzelne Haufen zu werfen. In dieser Absicht hatte er mit dem, von dem Fürsten Poniatowski geführten, Heerhaufen über Rumburg und Gabel eine Bewegung gegen die Gränze Böhmens gemacht, welche, wie seine Berichte verkündeten, schon überschritten war, als er sich plötzlich durch die Lausitz gegen Schlesien wandte, und auf Blüchers Heer sich stürzte. Dem Plane des Feldzugs gemäß, worin Moreau's mitwirkender Geist sich verrieth, musste Blücher vor dem Angriffe weichen, und den übermächtigen Gegner nach sich ziehen, da der Augenblick gekommen war, wo der Kronprinz von Schweden seine Streitkräfte gegen die Lausitz richten, und das böhmische Heer gegen die Elbe vordringen konnte, um ihn aus dem ungleichen Kampfe zu befreyen. Als Napoleon diese Entwickelung des Feldzugsplanes seiner Gegner erkannte, ließ er ab, dem weichenden Heere zu folgen, welchem er nur eine Abtheilung seiner Streitkräfte, unter den Befehlen des Marschalls Macdonald, gegenüber stellte, während er mit den übrigen Heerhaufen nach der Elbe sich wandte. Die Erschöpfung seiner Krieger verrieth, wie rasch diese Bewegung war ausgeführt worden. Jeden Augenblick flogen Adjutanten auf der Heerstraße nach Bauzen voran, um die Truppenzüge noch zu geflügelter Eile anzutreiben. Gleichsam im Wettlaufe kam das Fußvolk ans schwarze Thor, wo, wegen des schmalen Durchgangs, eine Stockung entstand, die zum Ordnen der, im Sturmschritte aus einander gekommenen, Haufen benutzt ward. Vergebens nach einem Trunk, nach einer Labung lechzend, wurden die jungen, kaum dem Knabenalter

entwachsenen, Kinderfoldaten (enfans soldats, wie selbst Franzosen sie nannten) durch die Stadt gejagt, um sogleich dem stürmenden Feinde entgegen zu rücken. In stolzer Haltung aber zogen die schönen Reiterschaaren unter Latour-Maubourg, deren Kern die sächsische schwere Reiterey ausmachte, über die untere Schiffbrücke, gerade nach der Gegend sich richtend, wo sie am folgenden Tage entscheidend wirken sollten. „Wie stark sind die Verbündeten?" fragten die französischen Offiziere die Städter, welche angstvoll das Schicksal erwarteten, das die Kampfentscheidung ihnen bereiten sollte. Und als sie die Muthmaßungen der Bewohner gehört hatten, antworteten sie mit muthiger Zuversicht: „O wir sind stärker!" Lauter noch prahlten andre, sich selbst und die Zuhörer ermunternd, von den entscheidenden Siegen am Bober, von der Niederlage der fliehenden Preußen.

Bald nach seiner Ankunft, gegen Mittag erschien Napoleon, von seinem Gefolge umgeben, auf dem Freyplatze zwischen dem Schlosse und der Brücke. Eine Schaar von Heerwächtern bildete einen weiten Kreis, worin er still und unbeweglich auf seinem weißen Schlachtroß saß. Der Augenblick aber, wo mit glücklichem Erfolg ein Sturm auf die Stadt unternommen werden konnte, war schon vorüber, und man glaubte, es werde nicht mehr zu einem ernstlichen Angriff kommen, als in den spätern Vormittagsstunden der Donner des Geschützes, der seit sieben Uhr begonnen hatte, schwächer ward. Nachmittags ritt Napolen vor das nach Plauen führende Vorstadtthor, um die Stellung der Verbündeten zu beobachten, und machte darauf seine Anordnungen nach dem Plane zur Schlacht, welchen er in der vorigen Nacht zu Stolpen, auf die Berichte des Marschalls St. Cyr, entworfen hatte. Die Sage behauptete, er habe, als er die Stellung der Verbündeten gesehen, verwundert geäußert: „dieselbe sey das Werk eines Franzosen, nicht eines Deutschen." Finster und gedankenvoll kehrte er bald zurück.

Mehrere Gepäckwagen des Kaisers, welche anfangs in der Neustadt vor einem Hause, das für ihn selbst in Beschlag genommen ward, zurückgeblieben waren, gingen über die Elbe. Der König von Sachsen, für welchen schon seit zwey Tagen eine Wohnung in der Neustadt bereit stand, blieb fortdauernd in dem Schlosse, wo auch Napoleon abgestiegen war.

Gegen 4 Uhr, als schon sämmtliche Garden und zahlreiche Reiterey über die Elbe gegangen waren, rückten die Verbündeten in sechs Heerhaufen vor die Stadt. Vierzig Feuerschlünde spielten aus dem großen Garten auf die französischen Verschanzungen. Auf der ganzen französischen Linie erhob sich ein furchtbarer Geschützdonner. Diese feste Linie lief, wie bereits erwähnt, von dem Elb-Ufer nordostwärts bis auf die Freiberger Heerstraße und zum Weiseritz-Flusse, und erstreckte sich mehrere 100 Fuß weit ins Feld hinein. Zwischen diesen Gränzpunkten erhoben sich fünf starke, mit Blockhäusern versehene, sich gegenseitig vertheidigende Schanzen; nämlich die äußerste östlich von der Stadt am Elb-Ufer vor dem sogenannten Ziegelschlage, die zweyte südwärts und in einer zu großen Entfernung von jener, vor dem Thore der Pirnaschen Vorstadt, in der Nähe des großen Gartens an der Heerstraße nach Pirna; die dritte rechts von dem nach Dohna führenden Vorstadtthore, nicht weit von dem baumreichen, ehemals Moczinskischen Garten, die vierte links der Heerstraße vor dem ins Plauensche Thal führenden Falkenschlage, die fünfte endlich vor dem Freibergerschlage, links der Landstraße *). Die Vorstädte der Altstadt waren überdieß mit

*) Der bey Ritter in Dresden erschienene treffliche Plan der Stadt gewährt eine gute Uebersicht von der nächsten Umgegend und einem Theile des Schlachtfeldes. Verbindet man damit die Brackenbergische Charte, oder auch nur die bey Arnold in Dresden erschienene schätzbare Lehmannsche topographische Reise-Charte durch die umliegende Ge-

starken Verpfählungen umgeben, und die Weißeritz-Brücke, welche Altstadt und Friedrichstadt verbindet, durch Geschütz gedeckt. Die Gärten an den äußersten Enden der Vorstädte waren mit leichtem Fußvolke besetzt, viele Gartenwohnungen, selbst das Gartenschloß des Prinzen Anton, in der Pirnaischen Vorstadt, mit Schießscharten versehen, und alle Lücken in der Umgränzung, welche nicht durch eine Gartenmauer verschlossen waren, durch starke Schanzpfähle verwahrt. Auf den innern Wällen der Altstadt hatten sich Soldaten gelagert, in mehrern Häusern an den Thoren Schützen alle Fenster besetzt, und vor den innern Thoren und an den Zugängen der Vorstadtthore war Geschütz aufgestellt, wohl weniger, um die Feinde, wenn sie eingedrungen wären, noch abzuhalten, als um feldflüchtige Franzosen in den Kampf zurückzutreiben, oder um zusammengelaufene Volkshaufen auseinander zu jagen *).

---

gend von Dresden, so gewinnt man eine vollständige Kenntniß aller örtlichen Verhältnisse. Ein neuer großer Plan der Stadt, der so eben bey Arnold erschienen ist, gibt gleichfalls eine bequeme Uebersicht. Es sind darauf sämmtliche, auf beyden Elb-Ufern um die Stadt angelegte, Verschanzungen, angedeutet.

*) Ein geheimer Befehl, den der Gen. Drouet den Artillerie-Offizieren ertheilte, welche bey den, von den Garde-Kanonieren bedienten, Stücken in den Vorstadtthoren standen, lautet also: Au cas que des troupes d'infanterie ou de cavalerie, n'importe de quel corps ou de quelle division, seraient assez lâches pour quitter leurs rangs afin de se retirer en masse vers les fauxbourgs, il est ordonné aux officiers de la gensdarmerie, gardant les barrières, de les renvoyer de suite en leur faisant connaitre qu'on tirerait sur eux s'ils ne retourneraient pas sur leurs pas, et si néanmoins les fuyards avanceraient vers les barrières, les officiers d'artillerie commandans les canons qui y sont placés, *seront tenus de faire feu sur de telles bandes et de ne pas*

Während das, auf der Bauzener Heerstraße, am hohen Elb-Ufer aufgefahrene Geschütz, das Feuer aus den Verschanzungen vor der Pirnaischen Vorstadt, gegen welche die Russen und Preußen einen heftigen Angriff machten, kräftig unterstützte, ließ Napoleon mehrere Abtheilungen der jungen Garde aus dem östlichen Vorstadtthore, dem sogenannten Ziegelschlage, hervorbrechen, um die Russen aus ihrer Stellung vor dem Dorfe Blasewitz zu vertreiben. Es wurden hier ganze Reihen der anstürmenden Franzosen niedergestreckt, und nur nach blutigen Anstrengungen gelang es den Franzosen, Vortheile zu gewinnen, und ihre Gegner hinter das Blasewitzer Gehölz zurückzudrängen *). Mit

souffrir qu'elles entrent dans la ville pour y repandre le trouble et la frayeur. — **Il faut en même tems** *renvoyer les habitans, qui se trouveraient dans les rues,* **dans leurs maisons et ne pas souffrir qu'ils forment des attroupemens.** *Au cas qu'ils montrent assez de mauvaise volonté pour ne pas respecter cette ordre et s'opposer aux gendarmes, on tirera également sur eux sans les laisser approcher trop des pièces.*

*) Einer meiner Freunde, der Gelegenheit hatte, diese Vorfälle zu beobachten, theilte mir folgende Erzählung mit. „Bey der Schlacht am 26sten, in dem Augenblicke als der französische linke Flügel aus dem Ziegelschlage debouchirte, und die dorthin führenden Straßen ganz mit Soldaten, Kanonen, Pulverwagen ꝛc. angefüllt waren, hätte diesen gedrängten Massen ein sehr großer Verlust durch folgenden Umstand zugefügt werden können. Eine russische Batterie beschoß einige französische Haubitzen, welche vor der Weidenkirchhof-Schanze, auf einem nahen Hügel aufgefahren waren, und von dort russische Kavallerie-Massen bewarfen. Durch das wohldirigirte Feuer der Russen gerieth ein französischer, mit 4 Pferden bespannter Munitions-Wagen in Brand. Er enthielt Granaten, welche einzeln sprangen und 2 Pferde am Wagen tödteten. Die beyden übrigen Pferde wurden scheu, kehrten um, und jagten mit dem brennenden Wagen nach der Stadt zurück. Die ausrü-

gleicher Wuth wurden die übrigen Verschanzungen, bis zum Freiberger Vorstadtthore, besonders die an den Straßen nach Räcknitz und Plauen angelegten Schanzen angegriffen. Es drangen immer frische Kriegsvölker aus den Thoren zur Vertheidigung der bedrohten Stellen. An mehrern Punkten wurden die Franzosen hart gedrängt. Während die

---

kenden Bataillone wichen, beym Anblick dieser wüthenden Rosse; es entstand in dem Thore die größte Verwirrung. Zufälligerweise sprangen noch einzelne Granaten und tödteten wieder ein Pferd, jedoch so, daß alle 3 getödtete Pferde von dem brennenden Wagen gelöst wurden. Man gab aus dem Thore Feuer auf das unglückliche Thier, welches den brennenden Vulkan hinter sich her schleppte. Das Thier kehrte um, lief verwundet in die nahe Elb-Wiese, wo es den Wagen nicht mehr fortbringen konnte. Einige Minuten darauf sprang der Wagen in die Luft, und sendete seine Ladung bis in die Nähe der sogenannten Bärbastion, in der Neustadt. Noch stand das zerfleischte Pferd an dem brennenden Reste des Wagens, bis es gegen Abend seinen Geist aushauchte. Der Moment, als dieser Munitionswagen den Hauptausgang am Pegelthore zu versperren drohte, war deßwegen sehr wichtig, weil zu derselben Zeit der französische linke Flügel auf der Höhe hinter dem sogenannten Stückgießerschen Garten in großer Gefahrstand, überflügelt zu werden. Die französische Kolonne, welche diesen Hügel vertheidigte, bildete das letzte Glied des französischen linken Flügels; zwischen ihr und der Elbe war ein großer, nicht besetzter Raum, in welchem schon russische Tirailleurs eindrangen, auch bewegte sich russische Kavallerie nach dieser Lücke. Der Ziegelschlag blieb einige Zeit verstopft, bis herbeyeilende Befehlshaber der Unordnung steuerten, neue Angriffsmassen vorführten, polnische Lanziers auf die russischen Tirailleurs anrückten, und so auf dieser Seite wieder in den Angriff übergingen. Französische Tirailleurs zogen nun eine neue Linie bis an die Ufer der Elbe, die russischen Linien gingen zurück, bestrichen von den Kanonen auf dem rechten Ufer der Elbe, und die vortheilhafte Stellung vor Blasewitz ging für die Verbündeten verloren."

Oesterreicher auf den Straßen nach Plauen und Freiberg, den Angriffen der Franzosen, die gegen Löbtau vorzudringen strebten, tapfer standen, fochten die Preußen mit herrlichem Muthe, im großen Garten, woraus die Franzosen sie nicht vertreiben konnten. Einige Haufen der jungen Garde wurden bis an die Mauern des Antonschen Gartens gedrängt, mußten aber wieder in den Kampf sich stürzen, als sie hier von den Kugeln ihrer Waffenbrüder begrüßt wurden. Ueber die Zinnen der geängstigten Stadt flogen zahllose Haubitzgranaten, von welchen manche zündeten, und einige Bewohner der Stadt wurden beschädigt und getödtet. Mit dumpfem Schweigen erwartete jeder das Schlimmste. Gegen 6 Uhr verbreitete sich die Nachricht, daß die Verbündeten unaufhaltsam gegen die Pirnaische und Wilsdruffer Vorstadt vorgedrungen wären. Gräßlicher donnerte das Geschütz. Im Sturmschritte eilten einige Abtheilungen der Garde mit 16 Kanonen, die als Rückhalt auf dem Altmarkte gestanden hatten, aus den Vorstädten und stellten das Gleichgewicht wieder her. Napoleon war während des heftigsten Feuers durch die Schloßgasse zum Seethor nach dem Dippoldiswalder Schlage gesprengt, und nach kurzem Verweilen auf den Kampfplatz geeilt. Ein Offizier aus seinem Gefolge ward dicht an seiner Seite erschossen, und mehrere seiner Adjutanten wurden verwundet. Die Schanze vor dem Freiberger Schlage, deren Geschütz von den Oesterreichern bald zum Schweigen gebracht wurde, war schon von den Franzosen verlassen, und das noch stärkere Werk in der Nähe des Moczinski'schen Gartens, nach dem blutigsten Kampfe, der den Oesterreichern große Opfer kostete, kurz vor Anbruche der Nacht von einem ungarischen Regiment erstürmt worden. Nach neuen Anstrengungen der Franzosen, die besonders durch das Kleingewehrfeuer der, hinter der Mauer des Gartens aufgestellten, Garden unterstützt wurden, ward das eroberte Werk gegen 7 Uhr wieder gewonnen. Der günstige Augenblick

blick aber, eine Stadt zu erstürmen, welche von ihren starken Werken nicht weniger, als von einem, schon auf mehr als 100,000 Mann angewachsenen, Heere vertheidigt wurde, war längst vorüber, und so zogen sich die Verbündeten bey Anbruch der Nacht auf die Anhöhen zurück, von welchen sie beym Angriffe sich herabgesenkt hatten, und die Franzosen behaupteten ihre Schanzen. Einige Abtheilungen von Gefangenen, größtentheils gallizische Polen, waren der Erfolg des Tages. Der Geschützdonner schwieg überall. Die Flammen brennender Wohnungen vor dem Falkenschlage und an der Pirnaischen Straße, die von dem Wurfgeschütze waren entzündet worden, erhellten wieder die Nacht, welche unter bangen Besorgnissen hingebracht wurde; denn schien auch die Gefahr, mit Sturm genommen zu werden, von der Stadt abgewendet zu seyn, so verkündete doch Alles, daß am folgenden Tage die beyden Heere noch einmal ihre Kräfte messen wollten. Die Franzosen lagerten sich vor den Schlägen und in den Vorstädten. Die Verbündeten waren an manchen Orten kaum auf Schußweite von ihnen getrennt. In der Gegend des Dorfes Strehla, hinter dem großen Garten, hatten sich österreichische und französische Feldkrämerinnen friedlich neben einander angesiedelt, von welchen Offiziere und Soldaten beyder Heere Branntwein kauften, von der Arbeit des heißen Tages sich unterhaltend.

Gegen Mitternacht fiel ein schwacher Regen, der nach und nach stärker ward, bis endlich die Wolken in Strömen sich ergossen. Während der Nacht zogen unaufhörlich Truppen und Geschütz über die Brücke. Die Dunkelheit der unfreundlichen Nacht ward von vielen neuausgehobenen französischen Soldaten benutzt, dem bevorstehenden Kampfe sich zu entziehen, und in der Umgegend sich zu verbergen, und so konnte es geschehen, daß am folgenden Tage von einem 3000 Mann starken Regiment der jungen Garde, welches durch das feindliche Feuer nur so wenig gelitten hatte, nicht

vordränge, und die freye Verbindung mit Böhmen bedrohte, hatte indeß den Rückzug der Verbündeten schon entschieden, in dem Augenblicke, als jener Umgehungsentwurf, zum Verderben der österreichischen Heer-Abtheilung, die den linken Flügel bildete, gelang. Die Oesterreicher, von der Rückzugsstraße nach Dippoldiswalde weggedrängt, von der feindlichen Reiterey eingeschlossen, und bey Gorbitz im Rücken angegriffen, ergaben sich, über 10,000 Mann stark, mit ihrem Anführer, dem Feldmarschall-Lieutenant Mesko an der Spitze, nur wenige entrannen durch die, ins Thal hinablaufenden Felsenschluchten, und eine große Anzahl von Versprengten ward noch auf dem Schlachtfelde gefangen.

Ohne Zweifel hatte auch Moreaus Tod *) Einfluß auf den unglücklichen Ausschlag der Unternehmung. Der großherzige Held, der aus seinem Zufluchtsorte, jenseit des atlantischen Meeres herbey geeilt war, um mitzukämpfen für die Freyheit der alten Welt, die sein unversöhnlicher Gegner aus ihren Fugen gerissen, hielt gegen Mittag an der Seite des Kaisers Alexander auf der Höhe hinter dem Dorfe Räcknitz, wo er das Schlachtfeld des Mitteltreffens, und des rechten Flügels überschauen konnte, als eine Stückkugel, die durch seines Pferdes Leib ging, ihm beyde Beine zerschmetterte. Er ward zuerst in ein nahes Bauernhaus und dann auf einer Tragbahre auf das, anderhalb Stunden von Dresden entfernte, Rittergut Nöthnitz gebracht, wo Kaiser Alexander die Nacht vom 26sten zum 27sten zugebracht hatte. Als ihm hier die zerschmetterten Beine waren abgelöst worden, brachte man ihn nach Laun in Böhmen, wo er 5 Tage nachher starb, wie er — nach Kaiser Alexanders schöner Lobrede — gelebt hatte, in der vollen Kraft einer starken festen Seele. Sein Lieblingshund, den man auf dem Schlachtfelde gefangen hatte, ward der Sage

*) S. die Anmerkung zur Beylage XXXIV. b.

nach, zu Napoleon gebracht, dem diese Beute mehr werth seyn mochte, als alle Siegeszeichen, welche man aus der Schlacht davon trug. So sorgfältig man vorher unter dem französischen Heere die Nähe des verehrten Helden verheimlicht hatte, da man sogar, wie es heißt, durch die strengsten Strafdrohungen das Gerücht von seiner Ankunft bey dem Heere der Verbündeten zu unterdrücken suchte, so laut und jubelnd ward jetzt sein Tod verkündet.

Abends nach 5 Uhr kam Napoleon, ganz durchnäßt, ins königliche Schloß zurück, begleitet von einer Abtheilung der jungen Garde, und einigen gefangenen österreichischen Generalen. Zehn eroberte österreichische Fahnen wurden von Gardesoldaten im Siegesprunke durch die Stadt getragen, und darauf in die Vorhalle des prinzlichen Schlosses gebracht, wo sie, unfein genug, unter den Augen der Gemahlinn des Prinzen Anton, der Schwester des Kaisers von Oesterreich, zur Schau ausgehängt und bewacht wurden. Erbeutetes Geschütz folgte, und in mehrern Abtheilungen zogen die Gefangenen vorüber *). Es war ein trauriger Anblick. Schon auf dem Zuge durch das rauhe Erzgebirge, wo die Wege durch häufigen Regen verdorben waren, hatten die Unglücklichen seit mehrern Tagen die härtesten Entbehrungen dulden müssen, und erschöpft von zahllosen Beschwerden traten sie auf den Kampfplatz, wo die verheerenden Schwärme ihrer Gegner seit Monaten gelagert gewesen waren. Zum Theil schwer verwundet, in zerlumpte Mäntel gehüllt, von dem wüthendsten Hunger gequält, welchen sie, ihrer Versicherung nach, seit ihrem Abzuge aus Böhmen nicht mit Brod, und selten nur mit Kartoffeln hatten stillen können, fielen sie gierig über die Erquickungen her, welche die Bewohner der Stadt mitleidig ihnen entgegen brachten. Alle Gefangenen,

*) Die amtlichen Berichte über die Ereignisse vom 26. und 27. Augusts, liefern die Beylagen XXXI. bis XXXV.

ungefähr 13,000 Mann, meistens Oesterreicher, die in den folgenden Tagen noch durch viele Versprengte vermehrt wurwurden, welche bald mit Geleite kamen, bald freywillig vor den Thoren erschienen, wurden in vier protestantische Kirchen und auf dem Brühlschen Wallgarten eingesperrt. Viele aber suchten sich, weil die Anstalten zu ihrer Unterbringung nicht sogleich getroffen waren, am ersten Abende ein Nachtlager in den Hausfluren, wo theilnehmende Menschen sie pflegten oder verbanden. Von den französischen Behörden ward fast gar nicht für die Unglücklichen gesorgt. Hätten nicht die Bewohner der Stadt sich ihrer angenommen, so würden noch mehrere derselben umgekommen seyn in den Gebäuden, worin sie, von den Schmerzen ungepflegter Wunden, oder von Hunger gequält, laut jammerten. Reichliche Spenden von Brod und allerley Lebensmitteln wurden vor die Kirchen gebracht, aber die Menge der Hungrigen war nicht zu befriedigen, und das Gedränge oft so stürmisch, daß die Schildwachen die Vertheiler der milden Gaben kaum zu schützen vermochten. Noch wenig gewöhnt an solche Anblicke, sah man mit tiefer Erschütterung die Leichname einiger Gefangenen, die vor Erschöpfung umgekommen waren, eines Morgens vor einer Kirche liegen. Neue empörende Auftritte, als in den ersten Tagen nach der Schlacht die schwer Verwundeten, manche ganz nackt, aus den Kirchen in die Spitäler *) gebracht wurden. Die Franzosen behandelten diese Unglücklichen mit noch hartherzigerer Gleichgültigkeit, als ihre eigenen Verwundeten, deren die beyden blutigen Tage wieder über 10,000 geliefert hatten. Die Kirchen blieben eine Zeitlang dem Gottesdienste entzogen, und wurden durch den Aufenthalt der Gefangenen vielfach beschädigt und verunreinigt. Erst am 31ten des Augusts ward ein Theil der gefangenen Oesterreicher, Russen und Preußen über Meis-

*) Es waren zu dieser Zeit 24 Spitäler in der Stadt.

sen abgeführt. Ihr Aeußeres verrieth, wie sehr sie gelitten hatten, und wenn man sah, wie sie Bissen von rohem Pferdefleisch gierig verschlangen, so glaubte man leicht, was von der schlechten Behandlung derselben erzählt ward. Ein großer Theil der österreichischen Gefangenen, das in Polen neu geworbene Kriegsvolk, nahm sogleich Dienste bey den Franzosen, und in wenigen Tagen neu gekleidet, wurden sie nach französischer Weise in den Waffen geübt, um schnell in die Reihen ihrer neuen Kriegsgefährten treten zu können.

Die Straßen der Stadt boten fortdauernd den Anblick kriegerischer Auftritte dar. Es waren gewühlvolle Lagerplätze. Hier ward zusammengeraubtes Vieh geschlachtet, und unter den Lindenreihen in der Neustadt, wo zahllose Herdfeuer leuchteten, von den gelagerten Kriegern das Fleisch gekocht. Dort sah man Verwundete ohne Pflege neben ermatteten oder gefallenen Pferden liegen, bald ausgeplünderte Landleute vom linken Elb-Ufer, die mit halbnackten Kindern auf dem andern Ufer Zuflucht suchten, bald andre, die sich mit gerettetem Zuchtvieh, oder mit den verschonten Ueberresten ihrer Habe ängstlich durch das wilde Gedränge von Wagen, Pferden und fluchendem Kriegsvolke auf der Elb-Brücke zu schleichen suchten. Furchtbar war der Anblick des Schlachtfeldes, zu welchem Habsucht und Neugier zahllose Menschen trieben, sobald der Geschützdonner schwieg. Auf einem Striche von einer Meile, rings um die Altstadt, überall erschütternde Auftritte. Zahllose Leichen von den vier streitbarsten Völkern unsers Erdtheils, die auf diesen Gefilden mit Erbitterung gekämpft hatten, lagen halbentblößt, oder ganz nackt und ausgeplündert, oft von gräßlichen Wunden zerrissen, von Pferden zertreten, von Wagen und Geschütze überfahren, zerstreut auf den Feldern unter blutigen Pferdeleichen, oder im Schlamm versteckt in abgelegenen Gräben und Schluchten. Die Leichen der Franzosen waren, wie gewöhnlich, wenigstens in der nächsten Um-

gegend der Stadt, sogleich nach der Schlacht verscharrt worden, und nur die großen frisch aufgeworfenen Hügel verriethen, wie verheerend auch in ihren Reihen der Tod gewüthet hatte. Französische Soldaten, oder gemeine Weiber schlichen über das furchtbare Todtenfeld, und nahmen selbst den blutigsten Leichen hier und da noch ein Stück des Anzuges, oder suchten nach Geld und Uhren. Knaben strichen umher, Kugeln und Waffen einzusammeln. Alle Dörfer in der Nähe des Kampfplatzes hatten durch Plünderung gelitten; was das rückwärts ziehende Heer verschont hatte, plünderten und verwüsteten die nachrückenden Franzosen. Ueberall lagen die vollen Garben der reichen Ernte zerstreut, die man zu Lagerstätten oder zu Pferdestreu aus den Scheunen geraubt hatte; überall sah man Landleute, welche mit traurigem Blicke neben den rauchenden Trümmern ihrer Häuser standen, oder auf dem Felde die zertretenen Ueberreste der Früchte ihres Fleißes seufzend zusammen suchten, und zuweilen noch die Thüre einer Wohnung in einer umgeworfenen Feldhütte, oder den geraubten Hausrath neben dem glimmenden Kohlenhaufen eines Wachfeuers wiederfanden.

Beylagen.

XXIX.

Bekanntmachung.

Das seitherige große Bedürfniß des Hartfutters für die Verpflegung der, in den verschiedenen Gegenden des meißnischen Kreises stehenden, Armee-Korps, hat die Vorräthe in den Magazinen aufgezehrt. Die Umstände erlauben nicht länger, den noch täglich fortdauernden Bedarf dieser Fourage-Gattung anders, als unmittelbar von den Unterthanen herbeyzuschaffen. So große Anstrengungen daher auch die Grundbesitzer und Einwohner des meißnischen Kreises gemacht haben, so müssen diese Anstrengungen doch vermehrt, die letzten Kräfte derselben in Anspruch genommen, und

die äußersten Mittel ergriffen werden, um die letzten Vorräthe zusammen zu bringen, und die zum Dienste der kaiserlich-französischen und alliirten Truppen gehörigen Pferde, wo möglich, noch einige Zeit zu erhalten.

Mit allerhöchster Genehmigung wird daher von uns deputirten Ständen des meißnischen Kreises, hierdurch Folgendes bekannt gemacht:

1) Alle im meißnischen Kreise sich befindenden Hafervorräthe, sie gehören wem sie wollen, sind von jetzt an zu unsrer Disposition gestellt.

2) Jeder Eigenthümer, Pachter oder Verwalter von Grundstücken aller Art, und überhaupt jeder Einwohner im meißnischen Kreise ist daher verbunden, bey der Orts-Obrigkeit seinen noch besitzenden Hafervorrath binnen 8 Tagen, und längstens den 24sten dieses Monats anzuzeigen, und haben die Orts-Obrigkeiten diese Anzeigen spätestens den andern Tag bey den resp. Etapen-Commissarien und Bezirksbeamten einzureichen.

3) Die Etapen-Commissarien und Beamten des Kreises sind beauftragt, die angezeigten Hafervorräthe, bis auf den unentbehrlichsten eigenen Bedarf des Eigenthümers sofort in Beschlag zu nehmen, und damit nach der ihnen von der Kreis-Deputation gegebenen Anweisung zu verfahren.

4) Die Eigenthümer von Luruspferden müssen ihre ganzen Hafervorräthe verabfolgen.

5) Wer seinen Hafer verschweigt, dem wird ebenfalls der ganze Vorrath, ohne Hinsicht auf sein eigenes Bedürfniß, weggenommen, und hat noch außerdem eine nachdrückliche Bestrafung zu erwarten.

6) Es werden wiederholte Untersuchungen der Hafervorräthe stattfinden, um zu wissen, ob die letztern der Wahrheit gemäß angezeigt, oder verheimlicht worden sind.

7) Wegen der den Eigenthümern oder sonstigen Inhabern zu reichenden Vergütung der in Beschlag genommenen Hafervorräthe, wird künftig allerhöchste Resolution erfolgen.

8) Die Beamten und Etapen-Commissarien des Kreises sind ermächtigt, alle ihnen dienlich scheinende Mittel zu ergreifen, um diese Verfügung in Vollzug zu setzen.

9) Gegenwärtiges Patent soll im ganzen Kreise öffentlich bekannt gemacht werden. Dresden, den 15ten Jul. 1813.

Die Deputation der Stände im
(L. S.) meißnischen Kreise.

XXX. a.

Tagsbefehl.

Verordnung für den Unterhalt der französischen und alliirten Truppen, und die Bewirthung der Offiziere von allen Graden, welche in Sachsen bey den Einwohnern einquartirt sind, vom 15ten Juny 1813 an gültig.

Artikel 1.

Die Herren Generale und Obristen, sollen mittelst ihres Gehalts selbst für ihren Tisch sorgen; sie haben kein Recht, vom Einwohner beköstiget zu werden, und sollen von diesem nur Wohnung, Feuer und Licht empfangen.

Artikel 2.

Die Offiziere bis mit dem Grade des Bataillons-Chefs, welche von dem Einwohner beköstiget werden, sollen sich mit dem Tisch ihrer Wirthe begnügen, und können in keinem Fall mehr verlangen als folgt, nämlich:

Zum Frühstück: Suppe oder Brod und Butter.

Zum Mittagessen: Suppe, gekochtes Rindfleisch mit Zugemüse und Braten oder Ragout; eine halbe Bouteille Wein oder eine Flasche Bier.

Zum Abendessen: Braten, einen Teller voll Zugemüse, ein halb. Bouteille Wein oder eine Flasche Bier.

Artikel 3.

Die Unter-Offiziere und Soldaten, welche, dafern sie aus den Magazinen keine Lebensmittel erhalten, von den Einwohnern beköstiget werden, können von ihrem Wirth weiter nichts verlangen, als wie folgt, nämlich:

Für den ganzen Tag: ein und ein halbes Pfund Brod (französisches Gewicht).

Zum Frühstück: eine halbe Portion Zugemüse.

Zum Mittagessen: Suppe, ein halbes Pfund Fleisch (französisches Gewicht) mit Zugemüse und eine Flasche Bier.

Zum Abendessen: einen Teller voll Zugemüse.

Wenn die Offiziere und Soldaten Lebensmittel aus den Magazinen erhalten, sollen sie nicht von den Einwohnern beköstiget werden.

Es ist verboten, die Bedienten von den Einwohnern beköstigen zu lassen.

Die Herren Marschälle und kommandirenden Generale en Chef, der Herr General-Direktor der Armee-Verwaltung werden, so viel einem jeden besonders angeht, für gehörige Vollziehung des Reglements Obsicht tragen.

Im kaiserlichen Hauptquartier zu Dresden, den 14ten Juny 1813.

Der Fürst Vice-Connetable, Major-General
Unterzeichnet Alexander,
für gleichlautende Abschrift
Der Divisions-General, Chef des Generalstabs,
Graf Monthion.

Anmerkung. Zur Vergleichung folge hier die frühere Anordnung über die Verpflegung der russischen Truppen.

b.

Bis auf weitere Anordnung haben die Hausbesitzer den einzuquartirenden russisch-kaiserl. Truppen an Beköstigung folgendes zu verabreichen, als:

Den Gemeinen, jedem täglich ein und ein halbes Pfund Brod, 8 Loth Graupen oder Reis, oder statt dessen 16 Loth Erbsen, Linsen, oder andre dergleichen Zugemüse, eine Achtels-Kanne Branntwein, dagegen aber kein Bier.

Den Herren Subaltern-Offiziers jedem ein und ein halbes Pfund Brod, ein Pfund Fleisch.

Den Herren Kapitains und Staabs-Kapitains jedem zwey dergleichen Portionen.

Die Herren Staabs-Offiziers werden sich mit dem Tische ihres Wirths begnügen. Dresden, am 27. März 1813.

Der Rath zu Dresden.

XXXI.

Vorläufiger österreichischer Amtsbericht über die Schlacht bey Dresden.

— Nachdem die Vereinigung der kaiserlich-russischen und der königlich-preußischen Armee, mit der K. K. Haupt-Armee auf dem

rechten Elb-Ufer bewerkstelligt war, und man die Ueberzeugung erlangt hatte, daß der französische Kaiser sich mit seiner Hauptmacht gegen Schlesien gewendet hätte, debouchirte die ganze vereinigte Armee aus Böhmen in Sachsen, um durch die Bedrohung der feindlichen Kommunikationslinien den Kaiser zu zwingen, dem größten Theile seiner Streitkräfte eine, seinen vorliegenden Plätzen entgegengesetzte, Richtung gegen das linke Elb-Ufer zu geben, und somit die russisch-preußische und die aus den Marken vorrückende schlesische Armee, vor dem Andrange einer unverhältnißmäßigen Uebermacht zu schützen.

Der Einmarsch in Sachsen geschah in vier Kolonnen, von welchen die äußerste linke auf der Commotauer, und die äußerste rechte auf der Pirnaischen Straße vorrückte. Diese letztere russische Kolonne, unter den Befehlen des Generals der Kavallerie, Grafen von Wittgenstein, bemeisterte sich am 21. August mit einer seltenen Tapferkeit, und auf eine, des hohen Unternehmungsgeistes ihres Anführers würdige, Art des befestigten Lagers bey Pirna. Die übrigen Kolonnen besiegten alle Hindernisse, welche sich in den steilen Gebirgen ihrem Vordringen auf jedem Schritte entgegenstellten. Der ausharrende Muth der Armee setzte den kommandirenden General in die Möglichkeit, durch eine schnelle Bewegung rechts am 25. sich in der Nähe von Dresden zu konzentriren.

Am 26. Morgens bezog die Armee die Stellung vor dieser Stadt. An diesem Tage wurde eine starke Rekognoscirung in der Absicht vorgenommen, sich von der Stärke des Feindes in Dresden und der Ausdehnung seiner Vertheidigungs-Anstalten zu überzeugen. Sämmtliche Truppen bewiesen bey dieser Gelegenheit den hohen Geist, welcher sie belebt.

Mehrere Schanzen wurden mit stürmender Hand genommen, das in denselben befindliche Geschütz vernagelt, und der Feind auf allen Punkten geworfen. Durch die Aussagen der Gefangenen wurde man unterrichtet, daß der französische Kaiser vor wenigen Stunden mit einem Theile seiner, gegen Schlesien vorgerückten, Armee in Eilmärschen angekommen war.

Diese Aussage bestätigte sich sehr bald durch das Herausdringen beträchtlicher Kolonnen, unter welchen mehrere von der Garde, welche in der Stadt formirt, auf beyde Flügel in der offenbaren Absicht debouchirten, sie zu umgehen. Diese Ausfälle wurden überall mit dem größten Nachdrucke zurückgewiesen, und der

Feind mit einem außerordentlich bedeutenden Verlust in seine Verschanzungen zurückgeworfen. Die Armee bezog am Abend wieder die Stellung, von welcher sie am Morgen zu der Operation des Tages ausgerückt war.

Am Morgen des 27. versuchte der Feind theilweise aus Dresden zu debouchiren; er griff das Centrum mit Ungestüm an, und unterstützte dieses Unternehmen durch nachdrückliche Demonstrationen gegen den rechten Flügel. Seine Angriffe blieben ohne allen Erfolg, und der Tag verstrich unter ähnlichen fruchtlosen Versuchen.

Der Hauptzweck des Unternehmens der vereinigten Armee war erreicht. Durch diese offensive Demonstration wurde von den verbündeten, aber getrennten, Korps die Gefahr abgewendet, einzeln der Uebermacht zu unterliegen. Einen wirklichen Angriff auf Dresden, nach dem Einrücken des größten Theils der französischen Armee zu wagen, würde ein mehr als fruchtloses Unternehmen gewesen seyn, länger in den unwirthbaren Gegenden des Erzgebirges zu verweilen, würde die Armee einem unvermeidlichen Mangel an den unentbehrlichsten Lebensbedürfnissen ausgesetzt haben.

Der Oberbefehlshaber entschloß sich daher, die Armee wieder über die Gränze von Böhmen zu führen. Diese Bewegung begann am Abend des 27. im Angesicht des Feindes, und wurde am 28. mit aller Ruhe fortgesetzt. — —

XXXII.

Ausführlicher österreichischer Bericht über die Schlacht bey Dresden.

Hauptquartier Altenburg, den 29. August 1813.

Nachdem man bestimmte Nachricht erhalten, daß der Kaiser von Frankreich den größten Theil seiner Kräfte in der Lausitz und Schlesien zusammengezogen hatte, und damit nicht allein das unter den Befehlen des Generals Blücher stehende Korps bedrohte, sondern auch Miene machte, über Gabel nach Böhmen vorzudringen, so ward eine schnelle Bewegung im Rücken der französischen Armee gegen die Elbe unbedingt nothwendig.

Die in Böhmen vereinigten österreichischen, russischen und preußischen Truppen brachen daher aus ihren Kantonnirungen auf, und gingen am 22. August in vier Kolonnen über das sächsische Erzgebirge.

Trotz der ungewöhnlich schlechten Witterung, und der grundlosen Wege wurde diese Bewegung mit Schnelle und Ordnung vollzogen.

Bereits am 25. fing der größte Theil der verbündeten Armee an, sich vor Dresden zu versammeln. Der General Graf von Wittgenstein war bey Gießhübel auf den Feind gestoßen, hatte ihn mit bedeutendem Verluste aus seiner dortigen verschanzten Stellung, und dann aus einer zweyten unter dem Göllenberg, bey Ober-Sedlitz, wo die Divisionen Durutte, Claparede und ein Theil der Division Bonnet, unter dem Marschall Gouvion St. Cyr, aufgestellt waren, vertrieben, und genöthigt, sich in Eile und Unordnung nach Dresden zurückzuziehen.

Der 26. wurde dazu verwendet, durch eine starke Rekognoscirung gegen Dresden und der an den Ausgängen der Stadt angelegten Verschanzungen die Haltung und Gegenwart des Feindes zu erforschen, nachdem es dem General Kleist in der Frühe gelungen war, den Feind aus dem außerhalb der Vorstädte liegenden sogenannten großen Garten zu vertreiben. Man rückte daher aus mehrern Punkten gegen die Stadt vor.

An dem Freyberger Schlage befand sich eine Flesche mit vier Kanonen; diese wurden von der österreichischen Artillerie sofort demontirt und zum Schweigen gebracht. Ein ähnliches, zunächst dem Dippoldiswalder Schlage angelegtes, Werk wurde von dem F. M. L. Graf Colloredo, mit gewohnter Tapferkeit, und trotz der heftigsten Gegenwehr erstürmt. Die darin gefundenen Kanonen, nebst noch sechs andern von ihm eroberten, wurden größtentheils vernagelt. Dieser General verlor hierbey drey Pferde, und der Oberstlieutenant Schneider, der an der Spitze des zweyten Jägerbataillons, unter dem heftigsten Musquetenfeuer mit ausgezeichneter Bravour vordrang, erhielt zwey Blessuren.

Der Feind hatte zu gleicher Zeit einen Ausfall auf unsern linken Flügel unternommen, wo die Divisionen Weissenwolf und Mesko den tapfersten Widerstand leisteten, Löbtau forcirten und gegen die heftigsten Angriffe des Feindes behaupteten. Dadurch wurde der Kampf hitziger und die Kanonade lebhafter,

wobey einige Häuser in den Vorstädten Dresdens in Brand geriethen.

Während des Gefechts erfuhr man, daß der Kaiser Napoleon mit seinen Garden zur Unterstützung in der Stadt angekommen war. Auch sah man auf den jenseitigen Straßen bedeutende Truppenmassen nach Dresden defiliren. Man schloß daraus, daß die französische Armee Schlesien geräumt habe, und also eine vorzügliche Absicht der gemachten Unternehmung erreicht war. Unter diesen Umständen aber wäre der Versuch zur Wegnahme einer, mit Wall und Gräben umgebenen, von einer ganzen Armee vertheidigten, Stadt Tollkühnheit, die zwecklose Einäscherung dieser unglücklichen Residenz Grausamkeit gewesen. Die vorgerückten Truppen wurden daher in die Stellung auf den Anhöhen vor der Stadt zurückgenommen.

Den 27. entfaltete der Feind bedeutende Streitmassen gegen unsern linken Flügel, und schon fing dieser an, trotz des muthvollen Widerstandes der Divisionen Bianchi und Creneville, Terrain zu verlieren, als die Ankunft der Division Aloys Lichtenstein das Gefecht zu unserm Vortheile wieder herstellte. Hierbey haben die beyden Regimenter Erzherzog Rainer und Lusignan viel gelitten. Ihre ungestüme Tapferkeit trieb sie zu weit vor. Sie wurden von drey feindlichen Kavallerie-Regimentern umringt, und da wegen der Nässe kein Gewehr los ging, so konnten sie sich blos mit dem Bajonett vertheidigen. Der Feind versuchte darauf mit ähnlichen Massen, die von einer zahlreichen Artillerie unterstützt waren, gegen die Mitte und den rechten Flügel unsrer Stellung einzudringen; aber alle seine Anstrengungen scheiterten an dem Muthe unsrer Truppen. Der General Graf Wittgenstein machte mehrere glückliche Angriffe auf die feindliche Kavallerie und warf sie jedesmal über den Haufen.

Gegen Abend gingen Nachrichten ein, daß der Feind starke Kolonnen gegen Pirna sende. Früher hatte der General Ostermann, welchem die Blokade von Königstein aufgetragen war, berichtet, daß viele Truppen über die dortigen Brücken die Elbe passirten. Diese Bewegungen in unsrer rechten Flanke, welche die freye Kommunikation mit Böhmen störten, und die dadurch erzeugte Schwierigkeit, in dem von allen Mitteln entblößten sächsischen Erzgebirge länger zu bestehen, machten es nothwendig, eine Bewegung gegen Böhmen zu machen, um uns unsern Subsistenzmitteln zu nähern. Der Zweck der offensiven Demonstration

war erreicht. Die Armeen des Kronprinzen von Schweden und des Generals Blücher hatten Freyheit bekommen, sich vorwärts zu bewegen, und mit Nachdruck auf Flanke und Rücken des Feindes zu wirken. Der Marsch nach Böhmen wurde daher am 27. in der Nacht angetreten, wobey die Truppen auf den, durch den Regen ganz unbrauchbar gewordenen, Wegen mit Schwierigkeiten ohne Zahl zu kämpfen hatten."

In den vorgefallenen Gefechten bedauern wir den Verlust des braven Generals Andrassy und des russischen Generals Milesino. F. Z. M. Graf Giulay, die Generale Marjassy und Frierenberger, von der Artillerie, sind verwundet; die Generale Mesko und Seczeny wurden vermißt.

XXXIII.

Russischer Amtsbericht über die Schlacht bey Dresden.

(Beylage zur Petersburger Zeitung vom 14. Sept)

Hauptquartier Töplitz, den 31. August 1813.

Der Hauptgegenstand der Bewegung der vereinigten Armeen aus Böhmen nach Sachsen war, die Hauptkräfte des Feindes, nachdem man sich auf den Kommunikationslinien desselben, auf der Chemnitzer und Leipziger Straße aufgestellt hätte, aus Schlesien nach Sachsen zu ziehen, und dadurch der Armee des Kronprinzen von Schweden, welche bey Brandenburg stand, und der Armee des Generals Blücher, welche in Schlesien zurückgelassen war, behülflich zu seyn, die gegen sie befindlichen feindlichen Korps zu schlagen.

Nach Ankunft der Hauptarmee vor Dresden ward, um sich von der Stärke des Feindes zu versichern, und zu zeigen, daß unser Vorhaben darin bestehe, ihn im Rücken anzugreifen, befohlen, eine starke Rekognoscirung auf Dresden zu machen, welche auch am 26. mit Erfolg ausgeführt wurde, und bey welcher Gelegenheit das Korps des Grafen Wittgenstein 4 Stück Geschütz nahm. Am Abend kam der Feind, 80,000 Mann stark, aus der Stadt, und stellte sich, gedeckt von den Stadtbatterien, auf. Die Gefangenen sagten aus, daß Napoleon selbst an diesem Tage mit der ganzen Garde, und mit der Latour-Maubourg'schen

Küraſſier-

Küraſſier-Reſerve zur Verſtärkung von St. Cyr angekommen ſey.

Den folgenden Tag machte der Feind auf verſchiedenen Punkten einige Angriffe auf unſre Poſition, wurd aber überall geworfen. Am Abend machte er mit ſeiner Garde einen Angriff auf unſre rechte Flanke, ward aber auch hier von dem Grodnoſchen Huſaren-Regiment und einem Preußiſchen Huſaren-Regiment zurückgetrieben; hierbey wurden an 500 Gefangene gemacht. Gegen die Nacht zog er ſich wieder nach den Mauern der Stadt zurück. Der Generalfeldmarſchall, Fürſt Schwarzenberg, welcher erfuhr, daß das Vandamme'ſche und das Victor'ſche Korps bey Königſtein über die Elbe gegangen waren, und die Straße nach Töplitz mit ihrer Operation bedrohten, hielt es für nöthig, mit der ganzen Armee eine Flankenbewegung rechts zu machen, und eine Stellung hinter den Defileen, welche Sachſen von Böhmen trennen, zu nehmen, und daſelbſt den Feind auf ſeinem Marſche durch dieſe engen Päſſe zu erwarten. — —

XXXIV.

Amtliche Berichte des General Stewart über die Ereigniſſe bey Dresden.

a) Im Hauptquartier Sr. Majeſtät des Königs von Preußen zu Zehiſt, den 26. Auguſt 1813.

Meine letzten Depeſchen haben E. Excell. benachrichtiget, daß die alliirten Armeen entſchloſſen waren, aus Böhmen durch die Gebirgs-Päſſe nach Sachſen einzurücken, und offenſive Operationen in Flanke und Rücken des Feindes zu unternehmen, wenn er ſeine vorwärts gefaſſten Stellungen in der Lauſitz behaupten, und auf dem rechten Elb-Ufer bleiben ſollte. Der Plan war, daß während die große ruſſiſche Armee unter dem General Barclay de Tolly, zu welcher die Korps von Wittgenſtein und Miloradowitſch gehören, und das preußiſche Korps des Generals Kleiſt, und die ganze öſterreichiſche Armee aus Böhmen hervordrängen, und unter dem Oberkommando des Fürſten Schwarzenberg die Offenſive ergreifen würden, der General Blücher mit dem preußiſchen Korps, unter General York, und den ruſſiſchen der Generale Sacken und Langeron aus Schleſien in

die Lausitz marschiren, und den Feind in seiner Fronte bedrohen sollte. Der General Blücher war angewiesen, jedes Haupt-Treffen, besonders gegen eine überlegene Macht zu vermeiden. Diesem Plane gemäß ging der General Blücher am 20. in drey Kolonnen von Liegnitz, Goldberg und Jauer auf Bunzlau und Löwenberg; das Korps des Generals Sacken rechts von Bunzlau; das des Generals York in der Mitte, und das des Generals Langeron zur Linken. Der Feind verließ Bunzlau, zerstörte die daselbst angelegten Verschanzungen und sprengte das Pulvermagazin. Die Armee des Generals Blücher rückte am Bober vor, wurde aber am 21. vom Feinde, der auf Bunzlau und Löwenberg marschirte, mit Macht angegriffen. Bonaparte kommandirte in Person, und stellte dem General Blücher 110,000 Mann gegenüber. Die alliirten Truppen vertheidigten das Terrain mit großer Bravour; da General Blücher aber den Befehl hatte, eine allgemeine Schlacht zu vermeiden, so zog er sich in bester Ordnung auf Hagnau, Pilgramsdorf, Hirschberg und hinter die Katzbach, wo seine Truppen nach den neuesten Berichten von dort her standen. Der Verlust des Generals Blücher bey dieser Affaire ward auf 2000 Mann geschätzt; er hat jedoch mehrere Gefangene gemacht, und der Feind hat viel gelitten.

Die große Armee von Böhmen rückte am 20. und 21. über die Gränze vor, die Kolonnen des Grafen Wittgenstein und des Generals Kleist durch die Päße von Peterswalde, die Oesterreicher über Commothau. Der Feind begegnete den Alliirten auf den Gränzen, wurde aber aus allen seinen Positionen getrieben und genöthigt, sich gegen Dresden zurückzuziehen, nachdem er vergebens jede Fußbreite von Terrain streitig gemacht hatte.

Die verschiedenen Kolonnen der Alliirten sollten aus den Berg-Päßen in bestimmten Zeitfristen hervorbrechen, und diese Zeitfristen waren so verabredet, daß sie dem Feinde hätten verderblich werden müssen, wenn der Plan vollständig ausgeführt worden wäre. Die Ungeduld der Truppen aber, den Feind anzugreifen, war Ursache, daß das Korps zur Rechten sich bereits am 22. in ein Gefecht einließ. Die Franzosen wurden vom Marschall Gouvion St. Cyr kommandirt; ihr Korps wurde von den Truppen aus Königstein und dem Lager bey Lilienstein unterstützt, die sich auf wenigstens 6000 Mann, unter Anfüh-

rung des Generals Bonnet, beliefen. Nach einem sehr lebhaften Gefechte warf der Graf Wittgenstein den Feind aus allen seinen Positionen, machte 3 bis 400 Gefangene, außerdem was der Feind an Todten und Verwundeten einbüßte. Der Verlust der Alliirten war unbeträchtlich.

Der Feind zog sich auf Königstein, in das verschanzte Lager von Lilienstein, und in die Werke, welche er rund um Dresden her aufgeführt hatte, zurück. Die Alliirten folgten ihm von allen Seiten, und Dresden ist jetzt von ihrer Hauptarmee umringt.

Am 25. hat das Husaren-Regiment von Grodno, zum Korps des Grafen Wittgenstein gehörig, ganz nahe bey Dresden, eine starke Affaire gehabt, wobey 4 Kanonen und ein Mörser genommen wurden. Die österreichischen, russischen und preußischen Avantgarden haben vergangene Nacht auf den Anhöhen oberhalb Dresden kampirt.

Diesen Morgen verließ der Feind das Terrain, welches er vor Dresden noch behauptete, und den sogenannten großen Garten, und zog sich in die Vorstädte und Verschanzungen zurück.

So ist die Lage der Dinge in diesem Augenblicke; aber jede Stunde muß neue Begebenheiten erzeugen; selten haben sich zwey große Armeen in so kühne Unternehmungen eingelassen.

Mit besonderm Vergnügen zeige ich E. Excell. an, daß zwey westphälische Husaren-Regimenter, unter dem Obersten Hammerstein, zu den Alliirten übergegangen sind, und vor Ungeduld brennen, die vom Feinde ihrem Lande zugefügten Leiden zu rächen. Ich habe die Ehre ꝛc.

Charles Stewart.

b.

Im Hauptquartier Sr. Majestät des Kaisers von Rußland, zu Altenberg den 28. August.

Da der Feind am 26. früh den großen Garten verlassen, und sich in seine Werke und die Vorstädte gezogen hatte, so beschloß man, die Stadt selbst, deren Besitz jetzt wichtig geworden war, mit Macht anzugreifen. Die leichten Truppen des Grafen Wittgenstein und des Generals Kleist hatten, zur rechten Seite der Stadt, bey einem Angriff gegen die Gärten einigen Verlust erlitten, und im Ganzen hatte der Feind die Außenwerke der Stadt mit solcher Kunst vervollkommnet, daß der Versuch, sich

ihrer zu bemächtigen, offenbar ein Unternehmen von großer Schwierigkeit war.

Die Truppen setzten sich um 4 Uhr Nachmittags zum Angriff in Marsch. Das Korps des Generals Wittgenstein in drey Kolonnen zur Rechten des großen Gartens; der General Kleist mit einer Kolonne quer durch diesen Garten, und zwey andre links; die äußerste Kolonne zur Linken wurde von dem Prinzen August von Preußen geführt. Drey Divisionen Oesterreicher auf der linken Seite der Stadt, unter dem Befehl des Grafen Colloredo und Moritz Lichtenstein, stießen an den linken Flügel der Preußen, die im Centrum angriffen. Eine fürchterliche Kanonade eröffnete die Operationen; die Batterien waren im Kreise um die Stadt her errichtet; der Effekt war prachtvoll; die schönen Gebäude von Dresden zeigten sich bald in Rauch gehüllt, die Truppen gingen in der vollkommensten Ordnung zum Sturm. Sie näherten sich der Stadt von allen Seiten. Die Oesterreicher nahmen eine vorliegende Redoute von 8 Kanonen, mit außerordentlicher Tapferkeit und Kühnheit; ich habe nie Truppen gesehen, die diese übertroffen hätten. Das Werk war sehr stark, 30 Toisen von dem Hauptwall, und durch kreuzendes Musketenfeuer, wozu Schießscharten in den vorspringenden Gebäuden angebracht waren, von allen Seiten gedeckt; dennoch wurde es mit einer Bravour, über welche nichts geht, erstürmt. Der Feind verließ es, um sich hinter neue Verschanzungen zu begeben, und die breiten Stadtmauern (?) in welchen nur ein anhaltendes Artilleriefeuer eine Bresche hätte bewirken können, mit Truppen anzufüllen.

Durch diese Mittel zum Widerstande, die eine stark befestigte Stadt darbietet, hielt der Feind die Truppen, welche die Außenwerke mit so großer Tapferkeit eingenommen hatten und behaupteten, vom weitern Vordringen ab. Die Nacht kam heran, und der Feind versuchte nun einen Ausfall mit einer bedeutenden, aus den sämmtlichen Garden bestehenden Macht, von wenigstens 30,000 Mann, in der Absicht, die alliirten Truppen zu trennen, und eine ihrer Abtheilungen in der Flanke und im Rücken zu fassen. Man wurde diese Absicht gleich inne; und da es einleuchtend unmöglich war, der Stadt in dieser Nacht Meister zu werden, so befahl man den Truppen, in ihre vorigen Positionen zurückzukehren. Der Fürst Moritz Lichtenstein nahm auf der Seite, wo der Feind den Ausfall machte, vortreffliche Maßregeln, die jeder Art von Unordnung vorbeugten. Die Schwierigkeit des

Unternehmens war im Verhältniß mit der Wichtigkeit desselben; es ist unmöglich, daß Truppen mehr thäten als diese gethan hatten; und nach meiner Ueberzeugung hätten sie sich des Platzes bemächtiget, wenn die Sache unter den gegebenen Umständen nicht physisch unmöglich gewesen wäre. Es gab aber keine Bresche, durch welche Truppen eindringen konnten, und die Artillerie, ob sie gleich vor Einbruch der Nacht bis auf beynahe 100 Schritte vor den Mauern aufgeführt war, konnte doch auf diese keinen Eindruck machen.

Nach den genauesten Berechnungen, die ich anstellen konnte, beläuft sich der Verlust der Alliirten an diesem Tage nicht ganz auf 4000 Mann; das Meiste davon hat die Oesterreicher getroffen.

Der Ausfall des Feindes war nur das Vorspiel einer allgemeinen Schlacht, die am 27. früh ihren Anfang nahm. Bonaparte, der seine Armee in der Lausitz verlassen hatte, war mit einer beträchtlichen Macht, von wenigstens 130,000 Mann in Dresden; es scheint, er hatte den Entschluß gefaßt, die Alliirten anzugreifen, die auf den Anhöhen um die Stadt eine ausgedehnte Linie bildeten.

Der Feind hatte bey seinen Angriffs-Dispositionen großen Vortheil. Dresden, mit Artillerie besetzt, lag hinter ihm; seine Communikationen waren nicht durchschnitten; wenn er auf irgend einem Punkte Eindruck machte, konnte er ihn verfolgen; wenn er geschlagen wurde, konnte er sich in Sicherheit zurückziehen, ohne daß die Alliirten ihn bis unter die Kanonen der Stadt nachgehen durften. Einer der fürchterlichsten Regentage, die je erlebt worden sind, vermehrte nicht wenig die Schwierigkeiten, welche die Alliirten zu bekämpfen hatten; sie waren in Eilmärschen durch böse Wege und Berg-Schluchten in ihre Positionen gelangt, und fanden sich fast in der Unmöglichkeit, Lebensmittel zu erhalten. Bonaparte ließ eine ungeheure Menge von Kanonen aufführen; und eine starke Kanonade von beyden Seiten war überhaupt, was diese Schlacht am meisten auszeichnete. Auf verschiedenen Punkten geschahen wohl Angriffe von russischer, preußischer und österreichischer Kavallerie, und diese Truppen zeichneten sich sehr aus; aber die Infanterie-Massen kamen von beyden Seiten nicht ins Gefecht. Das Wetter war so trübe und der Regen so anhaltend, daß die Alliirten auf allen Punkten unter den ungünstigsten Umständen fochten.

Um die Mittagszeit trug sich eine Katastrophe zu, die eine allgemeine Trauer in der Armee verbreitete. Der General Mo-

reau, im lebhaftesten Gespräche mit dem Kaiser von Rußland über die Operationen begriffen, wurde von einer Kanonenkugel getroffen, die durch sein Pferd schlug und ihm beyde Beine wegnahm. Die gute Sache verliert eine große Stütze, der Militär-Stand eine Zierde an ihm. Sein Schicksal muß allenthalben großes Bedauern erwecken. Noch ist er am Leben*).

Der Feind fuhr fort, gegen die Stellung der Alliirten zu operiren, bis er endlich sah, daß es ohne Erfolg war und das Gefecht aufhörte.

Die Schlacht kann an unsrer Seite 6 bis 7000 Mann gekostet haben. Der Verlust des Feindes muß größer seyn. Bey einem russischen Kavallerie-Angriffe gegen Infanterie und eine Batterie wurde eine große Anzahl Gefangene gemacht, ob man gleich die Kanonen nicht mitnehmen konnte.

Ich habe E. Excell. bereits die Haupt-Schwierigkeiten angezeigt, welche die alliirte Armee zu bekämpfen hatte. Da eine große Macht ihr gegenüber stand, und man allgemein erwartete, daß

*) So viel dem Verfasser bekannt ist, stammt die damals verbreitete Nachricht, daß Moreau am 26. verwundet worden sey, aus den französischen Kriegsberichten. Der erste Kanonenschuß einer der Redouten vor der Stadt habe ihn, hieß es, tödtlich getroffen. Diese Erzählung ging in deutsche Blätter über, und es ward hinzugesetzt, Moreau sey vor der Redoute in der Nähe des Moczinskischen Gartens gefallen. Aber auch in einer österreichischen Zeitung, und in einer und der andern neuerlich erschienenen Lebensbeschreibung des Helden, ward der 26. des Augusts, als der Tag seiner Verwundung angegeben. Stewart's Angabe ist allein schon von entscheidendem Gewichte. Ein Augenzeuge des Vorfalls, ein im Dorfe Räcknitz wohnender Landmann, bestätigt dieselbe. Moreau hielt an dem regnichten Schlachttage, (erzählt derselbe) neben dem Kaiser von Rußland auf einer Anhöhe, nahe hinter dem Dorfe Räckaitz, nicht weit von der Wohnung des Zeugen, als eine Stückkugel, ohne Zweifel aus einer Feldbatterie, ihn traf. Die Stelle ist noch jetzt, nach den Angaben von Augenzeugen, bezeichnet, und man ist im Begriff, durch ein Denkmal sie auch der Nachwelt anzuzeigen. Auch der Leibwundarzt des Kaisers Alexander hat, wie ich aus glaubwürdiger Quelle weiß, den trüben Regentag, also den 27. des Augusts, als den Tag genannt, wo er dem unglücklichen Helden seine Hülfe reichte, und aus andern Nachrichten ist bekannt, daß diesem an demselben Tage, wo er verwundet ward, die Beine abgenommen wurden. Die abgelösten Beine, die man im Garten des Ritterguts Röthnitz begrub, hat man vor Kurzem wieder aus der Erde genommen und bewahrt sie noch jetzt dort auf, um sie, wie es heißt, unter dem Denkmahl auf der Anhöhe bey Räcknitz zu begraben.

Bonaparte ein beträchtliches Korps vom rechten auf das linke Elbe-Ufer, bey Königstein und Pirna werfen würde, um sich der Päße in unserm Rücken zu bemächtigen, so wurde am 27. Abends der Befehl zum Rückzuge gegeben, und die Armee marschirt in mehrern Kolonnen.

Es ist freylich zu bedauern, daß eine so zahlreiche und schöne, in jeder Rücksicht so vollkommene Armee, nachdem sie einmal vorgegangen war, eine rückgängige Bewegung machen muß, und daß dies zu falschen Vermuthungen führen und glauben machen kann, der Feind habe besondere Vortheile errungen. Ich kann aber E. Excell. auf Pflicht und Gewissen versichern, daß trotz dieser augenblicklichen Abänderung des Operationsplanes, die Armee von demselben Geiste des hartnäckigsten Widerstandes beseelt ist, und so sehr als jemals vor Verlangen brennt, sich mit dem Feinde zu messen. U. s. w.

Charles Stewart.

XXXV.

Französischer Amtsbericht über die Gefechte bey Dresden am 26. und 27. August.

— Ihre Maj. die Kaiserinn-Königinn und Regentinn hat folgende Nachrichten von der Armee vom 28. August erhalten:

Der Kaiser kam am 26. um 8 Uhr Morgens in Dresden an. Die große russische, preußische und österreichische Armee war unter dem Kommando ihrer Souveraine vorgerückt; sie hatte alle Anhöhen besetzt, welche Dresden auf dem linken Ufer in der Entfernung von einer kleinen Stunde beherrschen.

Der Marschall St. Cyr hielt mit dem 14ten Korps und der Garnison von Dresden das verschanzte Lager besetzt, und umstellte die Verpfählungen der Vorstädte mit Tirailleurs.

Um Mittag war alles ruhig, allein für das geübte Auge war diese Ruhe der Vorläufer des Sturms, ein Angriff schien nahe bevorzustehen.

Um 4 Uhr Nachmittags bildeten sich auf das Signal von drey Kanonenschüssen sechs feindliche Kolonnen, deren jeder 50 Kanonen vorausgingen; in wenigen Augenblicken kamen sie in die Ebene herab, und nahmen ihre Richtung nach den Redouten. In weniger als einer Viertelstunde war die Kanonade fürchterlich. Sobald das Feuer einer Redoute zum Schweigen gebracht war, umgingen

die Belagerer dieselbe, und machten Anstrengungen an dem Fuße der Verpfählungen der Vorstädte, wo eine beträchtliche Anzahl den Tod fand.

Es war beynahe 5 Uhr, ein Theil der Reserve des 4ten Korps war im Gefecht. Es fielen einige Haubitzen in die Stadt; der Augenblick schien dringend. Der Kaiser befahl dem Könige von Neapel, sich mit dem Kavalleriekorps des Generals Latour-Maubourg auf die rechte Flanke des Feindes, und dem Herzog von Treviso, sich auf dessen linke Flanke zu begeben. Die vier Divisionen der jungen Garde, von den Generälen Dümoutier, Barrois, Decouz und Roguet kommandirt, brachen nun, zwey durch das Thor von Pirna und zwey durch das Thor von Plauen, hervor. Der Fürst von der Moskwa debouschirte an der Spitze der Division Barrois. Diese Divisionen warfen alles vor sich her; das Feuer entfernte sich auf der Stelle von dem Centrum auf die Flügel, und wurde bald auf die Hügel zurückgeführt. Das Schlachtfeld blieb mit Kanonen und Trümmern bedeckt. Der General Dümoutier wurde blessirt, so wie auch die Generale Boyeldieu, Tyndal und Combelles.

Der Ordonnanz-Offizier Beranger ward tödtlich verwundet; es war ein hoffnungsvoller junger Mann. Der General Gros von der Garde warf sich zuerst in den Graben einer Redoute, wo feindliche Sappeurs schon an dem Abhauen der Pallisaden arbeiteten; er ward durch einen Bajonetstich verwundet.

Die Nacht brach nun herein und das Feuer hörte auf; der Feind scheiterte in seinem Angriff und ließ mehr als 2000 Gefangene auf dem mit Verwundeten und Todten bedeckten Schlachtfelde.

Am 27. war das Wetter abscheulich, der Regen floß in Strömen. Der Soldat hatte die Nacht im Koth und Wasser zugebracht. Um 9. Uhr Morgens sah man deutlich den Feind seinen linken Flügel verlängern, und die Hügel, welche von seinem Centrum durch das Thal von Plauen getrennt waren, bedecken.

Der König von Neapel brach mit dem Korps des Herzogs von Belluno und den Küraſſier-Divisionen auf, und debouschirte auf der Straße von Freiberg, um diesen linken Flügel anzugreifen. Er that es mit dem besten Erfolg. Die sechs Divisionen, welche diesen Flügel ausmachten, wurden geworfen und zerstreut. Die Hälfte, mit den Fahnen und Kanonen wurde zu Gefangenen gemacht, und unter denselben mehrere Generale.

Im Centrum spannte eine lebhafte Kanonade die Aufmerksamkeit des Feindes, und es zeigten sich Kolonnen bereit, ihn auf dem linken Flügel anzugreifen.

Der Herzog von Treviso manövrirte mit dem General Nansouty in der Ebene, der linke Flügel an dem Fluß und der rechte an den Hügeln.

Der Marschall St. Cyr verband unsern linken Flügel mit dem Centrum, welches von dem Korps des Herzogs von Ragusa gebildet war.

Gegen 2 Uhr Nachmittags entschloß sich der Feind zum Rückzug; er hatte seine Hauptkommunikation mit Böhmen auf seinem linken und rechten Flügel verloren.

Die Resultate dieses Tages sind 25, bis 30,000 Gefangene, 40 Fahnen und 60 Kanonen.

Man kann annehmen, daß der Feind 60,000 Mann weniger hat. Unser Verlust beläuft sich an Todten, Verwundeten und Gefangenen auf 4000 Mann.

Die Kavallerie hat sich mit Ruhm bedeckt. Ihr Generalstab wird die näheren Details und die Individuen bekannt machen, welche sich besonders ausgezeichnet haben.

Die junge Garde hat sich das Lob der ganzen Armee erworben. Von der alten Garde waren zwey Bataillons im Feuer, die übrigen standen in der Stadt als Reserve. Die zwey fechtenden Bataillons warfen Alles mit dem Bajonett nieder.

Die Stadt Dresden war sehr in Schrecken und großer Gefahr ausgesetzt.

Das Betragen der Einwohner war ganz so, wie man es von einem alliirten Volke zu erwarten hat. Der König von Sachsen und seine Familie blieben zu Dresden, und gingen mit dem Beyspiele des Vertrauens voran.

IV.

Geschichte der Kortes in Spanien,

ein

Beytrag zur Geschichte der Europäischen Landstände,

von

M. Sempere,

ehemaligem Königl. Pensionair bey der Kanzley von Grenada, Mitglied der Akademie der Geschichte zu Madrid, und Ehren-Mitglied des Raths der Finanzen von Spanien.

Aus dem Französischen übersetzt.

Vorrede.

Spanien war einst der mächtigste Staat, und hatte den größten Einfluß auf alle Regierungen von Europa. Dennoch ist seine Geschichte weniger bekannt, als die von andern, in jeder Hinsicht minder bedeutenden Nationen.

Diese Dunkelheit und Verwirrung in der Geschichte Spaniens hat ihre Haupturſache in der völligen Sorglosigkeit, welche die Spanier selbst immer bey dem Studium und Nachforschen zeigten. Dieser Sorglosigkeit schrieb auch ein Gelehrter des 16ten Jahrhunderts den Beynamen von Barbaren zu, womit die Eifersucht einiger Fremden, selbst in der Periode ihres höchsten Glanzes, ihren Ruhm beflecken wollte. (Alphonsi Garcia Matamoros, de asserenda Hispanorum eruditione narratio apologetica). —

Obgleich Spanien an kostbaren Handschriften reich ist, obgleich seit dem 15ten Jahrhundert Geschichtschreiber von der Regierung besoldet werden, und seit 100 Jahren eine Akademie

der Geschichte errichtet ist — obgleich endlich Zurita, Mariana, Ferreras ꝛc. und andre gelehrte Geschichtschreiber schätzbare Werke geliefert haben, so sind doch bis jetzt alle Geschichten von Spanien äußerst mangelhaft, und alle wimmeln von Irrthümern über den Ursprung der allgemeinen und besondern Gesetze, der Gerichtshöfe und aller andern politischen und religiösen Anstalten.

In Spanien selbst ist der lateinische Fuero-juzgo, das erste Gesetzbuch dieser Monarchie, noch nicht im Druck erschienen, während bey andern Nationen schon vier Ausgaben davon erschienen sind. Die Akademie der spanischen Sprache wollte eine richtigere Ausgabe in Druck geben, arbeitet schon viele Jahre daran, unterzog sich einer ungeheuern Arbeit und den mühseligsten Vergleichungen mit den besten alten Handschriften, konnte sie aber bis jetzt nicht zu Stande bringen, weil ihr, wie jeder nützlichen Unternehmung auf dieser Halbinsel, tausend Hindernisse im Weg stehen.

Bis zur Regierung Philipp V. hatte man nur äußerst dunkle und verworrene Begriffe von der Sammlung der Canons der gothischen Kirche. Im Anfang dieses Jahrhunderts begann man mit dem Druck derselben, konnte aber auch damit, aus obigen Gründen, bis jetzt nicht fertig werden. — Ohne die Bemühungen eines Scott, Baluze, Rimer, Meermann, Frankenau und andrer Ausländer, würde man jetzt noch schwerlich mit so vielen Urkunden und sehr schätzbaren spanischen Werken bekannt seyn.

In der Geschichte und in den Abhandlungen der Rechtsgelehrsamkeit fand man nur sehr schwankende Begriffe über das alte Gesetzbuch von Kastilien und die Verordnungen von Alcala, welche doch im Mittelalter die Grundgesetze enthielten. Erst Don Michael de Manuel und Don Ignaz von Asso gaben beyde Sammlungen unter der Regierung Karls III. heraus. Vor dieser Zeit waren die Munizipal-Gesetze und die Bücher der Kortes eben so selten, obgleich gerade diese über den Ursprung und die Veränderungen der Gesetzgebung und Sitten von Spanien so vieles Licht verbreiten.

Als Philipp V. im Anfang seiner Regierung den Zustand der Monarchie kennen lernen wollte, fand er nichts als Verwirrung. Riol erstattete ihm darüber nur einen sehr oberflächlichen Bericht. Der nämliche König zog den Rath

von Castilien über den Ursprung der Gerichts-Gewalt der Tribunale bey den recursos-de fuerza (Recurse oder Appellationen wegen Gewaltthätigkeit, Mißbrauch oder falsche Anwendung der Gesetze, Nichtbeachtung der Privilegien von Seiten der Unterrichter; ähnlich den französischen appels d'abus) zu Bericht, erhielt aber nur eine wenig genügende Erläuterung. Macanaz wurde nun zu dieser Untersuchung beauftragt, aber auch seine Berichte entsprechen keineswegs seinem literarischen Ruhm.

Der verworrene Zustand der Geschichte war für diesen König eines der größten Hindernisse, welches er zu beseitigen hatte, um einige Güter wieder an die Krone zurückzubringen, welche ungerechter weise davon losgeschält worden waren; und um die Patronate der Kirchen und viele andre in der Zeit erloschene oder zweydeutig gewordene Rechte festzustellen, und endlich, um so manche begonnene nützliche Unternehmungen ausführen zu können.

Eines der berühmtesten spanischen Verfassungs-Institute ist das der Kortes oder der National-Versammlungen. Diese Kortes hatten zu verschiedenen Zeiten eine völlig verschiedene Gestalt, hinsichtlich der Anzahl und des Standes ihrer Glieder und ihres Einflusses auf die Regierung. Alles dieses zu kennen, ist durchaus nothwendig, wenn man den Geist der Gesetzgebung rein auffassen, und sich von den Veränderungen überzeugen will, welche zum Wohl des Ganzen gemacht werden könnten.

Aber auch dieser so interessante Theil des spanischen Alterthums ist vergessen worden, wie so manches andre nützliche. Der gelehrte Robertson beklagt sich über die wenigen Aufklärungen, welche er in den spanischen Schriftstellern über die Kortes finden konnte. (Tableau des progrès de la Société en Europe).

Seit dem Jahr 1808, d. i., seit der spanischen Revolution, erschienen daselbst mehrere Werke über die National-Versammlungen, welche von mehr Gelehrsamkeit zeugen, dagegen aber überall einen Parteygeist athmen, welcher unter solchen Umständen unvermeidlich ist. — Das beste von allen diesen Werken erschien im J. 1813 zu Madrid unter dem Titel: Theorie der Kortes, oder der großen National-Versammlungen der Königreiche Leon und Kastilien; Denkmale ihrer politischen Ver-

fassung und der Souveränität des Volks; Betrachtungen über das Grundgesetz der spanischen Monarchie, sanktionirt durch die allgemeinen und außerordentlichen Kortes, und bekannt gemacht zu Kadix den 19. März 1812, durch den Bürger Don Franzesco Martinez Marina, Kanonikus von San-Isidor zu Madrid, Mitglied der Akademien von Spanien und der Geschichte. 3. Vol. 4to.

Niemand konnte über diesen Gegenstand mit mehr Gründlichkeit schreiben als M. Marina, weil er als Bibliothekar der Akademie der Geschichte hiezu die vorzüglichsten Materialien benützen konnte. Obgleich diese Theorie eine große Zahl schätzbarer Nachweisungen, sehr seltener, und für die Kenntniß der alten Gesetzgebung nützlicher, Urkunden umfaßt, so verliert sich doch ein großer Theil des Werthes in einer unordentlichen verworrenen Zusammenstellung ohne Chronologie und Logik, durch den deklamatorischen Styl, durch häufige Widersprüche und durch Verdrehung, Abweichung und Ausdehnung in den merkwürdigsten Thatsachen. (Note 1.)

M. Marina hat eine ganz eigene Ansicht der spanischen Alterthümer. In keinem Theil von Europa finden sich so viele Reste einer Feudal-Verfassung als auf dieser Halbinsel, und doch behauptet dieser gelehrte Akademiker, daß man in Spanien die Lehen nie gekannt habe. Nach seiner Ansicht ist die kastilische Verfassung im Mittelalter die vollkommenste, sind die Sitten jener Zeit die reinsten, und Alles, was auswärtige Philosophen darüber sagen, sind nichts als Uebertreibungen und Träume! (Historisch-kritische Abhandlung über die alte Gesetzgebung von Kastilien und Leon). Die Zweydeutigkeit von Worten ist gewöhnlich die Quelle vieler Irrthümer und hitziger Streitigkeiten, worüber man nicht eher mit Sicherheit entscheiden kann, bis man ihre Bedeutung aufgefunden und festgestellt hat. Das Wort Alterthum umfaßt einen unermeßlichen Raum, eine zahllose Menge von Beyspielen der Tugend und des Lasters, welche wegen der großen Entfernung meistens in Dunkel gehüllt sind. Nimmt man nun davon einige Gute heraus, so lassen sich freylich daraus treffliche Bilder und Ansichten gestalten; betrachtet man aber jenes Alterthum genauer, so stößt man

beynahe bey jedem Schritt auf nichts als auf Verbrechen, Barbarey und ein ewiges Ankämpfen gegen die heiligsten Rechte der Menschen und Völker.

Denkt man nur ein wenig über die Geschichte von Spanien nach, so findet man, daß, vor der Römerherrschaft, (mit Ausnahme einiger, durch die Handels-Verbindung mit den Phöniziern, Griechen und Karthaginensern, civilisirter Städte), die ganze Halbinsel von einzelnen Stämmen, oder unter sich unabhängigen Völkerschaften bewohnt war, welche, ohne Ackerbau und Kunstfleiß, nur von der Jagd, dem Fischfang und von wilden Früchten sich nährten, beynahe ohne Kleidung in Höhlen und elenden Hütten, in ewigen Kriegen unter sich selbst lebten, abergläubisch, roh, barbarisch und kaum von wilden Thieren zu unterscheiden waren. (Note 2.)

Man wird sich überzeugen, daß während den vier ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung, Spanien nichts war, als ein Theil des ungeheuern Reichs der Cäsaren, in Provinzen getheilt, von Legaten oder Pro-Consuln und Präsides nach römischen Gesetzen verwaltet. — Daß die Gothen, nachdem sie mehr als die Hälfte der Bevölkerung aufgerieben, und die schönsten Städte zerstört hatten, die Spanier mit jenem verachtenden Uebermuth behandelten, welcher den Eroberern so sehr eigen ist. Mögen uns auch der Ruf von der Tugend und Gelehrsamkeit des heiligen Isidors und Leanders und einiger andrer Heiligen, Bischöfe und Priester, ein eben so günstiges Vorurtheil für die gothische Verfassung bereiten, als der fuero-juzgo und die Concilien, so liefern doch dagegen die Geschichte des nämlichen H. Isidors, der fuero-juzgo und die Concilien das abschreckendste Gemählde von den Sitten jener Zeit.

Wir sahen ferner, daß von dem Einbruch der Mauren bis zur Regierung Ferdinands des Heiligen der größte Theil des Landes in tiefstem Druck unter dem Joch der Mahomedaner seufzte, und daß der übrige Theil unter seinen despotischen Granden und stets bewaffneten Rittern, sich nicht glücklicher befand, weil diese mehr der Rache für Privatbeleidigungen lebten, und mehr dem eigenen Interesse sich hingaben, als dem Bemühen um das Wohl des Vaterlandes. Daß selbst Ferdinand der Heilige sein thätigstes Bestreben, — die Vornehmen in ihre Schranken zurückzuweisen,

die Mißbräuche abzuschaffen, und die als Folge der Unwissenheit und Anarchie auf das Höchste gesteigerte Sittenlosigkeit zu verbessern, — nie mit reinem Erfolg gekrönt sah! Daß Alphons der Weise, mit dem besten Willen auf der Bahn seines Vaters fortzuschreiten und bessere Gesetze einzuführen, mit tausend Unannehmlichkeiten und Unfällen zu kämpfen hatte, und dennoch nicht an sein Ziel gelangte.

Während den zwey Jahrhunderten, welche nach seiner Regierung bis zur Vereinigung der drey Kronen von Castilien, Arragonien und Navarra verrannen, konnte man doch nur äußerst weniges gegen die Mauren gewinnen, obgleich gerade in dieser Zeit die Kortes die größte Macht und den höchsten Einfluß erlangt hatten. — Die Castilier würgten sich selbst in fünf blutigen Bürgerkriegen, drey Könige wurden vom Thron gestossen, nicht um die Rechte des Volks zu bewahren, sondern dem Ehrgeitz der Großen zum Opfer. Man sah die schreckenvolle Regierung Peters des Grausamen, und die eben so schändliche der zwey Günstlinge. Die Mauren, die Engländer und Portugiesen zertrümmerten mehreremal die spanischen Heere, — und diese Nation ertrug noch unendlich vieles Unglück, welches mit ihrem Ruhm und ihrer gepriesenen Glückseligkeit in grellem Widerspruch steht. (Man sehe das 31ste Kapitel). Ja, wenn je eine Zeit war, in der man sagen konnte, daß Spanien reich, glücklich und mächtig war, so kann dis nur in dem 16ten Jahrhundert seyn, nämlich da, als sich die königliche Gewalt von den Banden der gothischen Feudal-Verfassung losgerissen hatte, wo man alle Gebräuche und Privilegien des Adels und des dritten Standes anders gestaltete, wo man die Miliz und Magistrate umschuf, wo die berühmten Kortes nur noch aus den Deputirten von 20 Städten bestanden, und so kaum einen Schatten ihres alten Glanzes darstellten, indem sie in den Zeiten ihrer Macht und ihres Einflusses aus den Großen des Reichs, den Bischöfen und den Deputirten aller Gemeinden zusammengesetzt gewesen waren. — Dies waren die Zeiten des glänzendsten Ruhms für Spanien. Damals eroberten sie Amerika, jagten sie die Franzosen aus Italien, machten Franz I. zum Gefangenen, nahmen sie Portugall mit seinen Kolonien; damals waren die Niederlande, Neapel, Mailand und mehrere andre jetzt unabhängige Staaten, Provinzen und Vizekönigreiche des spanischen

Monarchen. Damals hatte Spanien seine größten politischen und militärischen Köpfe; damals blühten wie nirgends Künste und Wissenschaften auf dieser Halbinsel; damals hatten seine Könige und Minister ein bedeutendes Uebergewicht über alle Regierungen von Europa.

Beynahe alle andre europäische Nationen hatten im Mittel-Alter Concilien, Parlamente, Landtäge, General-Staaten, oder andre, den Kortes ähnliche, Versammlungen; und obgleich die Geschichte aller überall die nämlichen Resultate bietet, oder vielleicht noch schlimmere, so hängen doch alle jetzt noch mit gleicher Wärme an dem Glauben, daß sie in den Zeiten jener Versammlungen recht glücklich gewesen seyen! Mag es nun darum seyn, weil die Zeit den schmerzlichen Eindruck vergangener Uebel lindert, oder weil die Natur schon Achtung für unsre Vorfahren gebietet, oder vielleicht, weil man immer die Theorie solcher Volks-Versammlungen und Volks-Repräsentationen in schmeichelnden Bildern und glänzender Perspektive zu zeigen versteht.

Die Vereinigung von Deputirten aller Klassen und Gemeinden (was man Volks-Repräsentation nennt) scheint ohne Zweifel das sicherste Mittel zu seyn, den Despotismus zu beschränken, und die Regierungen über ihr wahres Interesse aufzuklären; — allein es gibt nichts auf dieser Erde, was man nicht mißbrauchen könnte. Die Lenker der freyesten Republiken sind zu wilden ungezügelten Tyrannen ausgeartet! Wie vieles Unheil verbreitete die National-Versammlung von 1789 über Frankreich und über ganz Europa *)!

Bey dem Einrücken der Truppen Napoleons in Grenada im Anfang des Jahrs 1810, schrieb ich eine Abhandlung,

*) Hierdurch scheint der Verfasser wirklich von seinem eigentlichen Gesichtspunkt abzuweichen, indem er die ruhige, gesetzmäßige, geordnete Volks-Repräsentation, mit stürmischen, erzwungenen, aufrührerischen Auftritten und Meutereyen vergleicht oder verwechselt wissen will. Merkwürdig aber wird es jedem Leser seyn, hiemit in dem gleichzeitig erschienenen Werk: „Denkwürdigkeiten der Revolution von Spanien von Herrn von Pradt, Carlsruhe bey Gottl. Braun 1816," die Stelle von Seite 180—190 zu lesen. A. d. Uebers.

lung, welche unter dem Titel: „Betrachtungen über die Cortes und die Grundgesetze von Spanien,“ im Druck erschien. Ich hatte später Zeit und Mittel genug um dies Werkchen zu verbessern und auszuarbeiten. So enthält nun diese Geschichte Nachrichten und Reflexionen über die Kortes, welche bis jetzt wenig bekannt waren, über Spaniens alten Zustand ein großes Licht verbreiten, und zugleich Mittel an die Hand geben, um richtiger über den Nutzen solcher Volks-Versammlungen, und über ihren Einfluß auf das allgemeine Wohl zu urtheilen, um sich reinere Begriffe von der Politik der jetzigen Regierung von Spanien zu machen, von welcher so viele Schriftsteller mit zu großer Uebereilung und Ungerechtigkeit sprechen.

Erstes Kapitel.

Die erste Bevölkerung von Spanien besteht aus vielen barbarischen und unabhängigen Volksstämmen. — Ihre Sitten und Gebräuche. — Ihre Civilisation durch die Römer. — Comitien zu Rom. — Versammlungen (conventus juridici) in den Provinzen. — Unrechtige Vergleichung dieser Versammlungen mit den Kortes, durch den Erzbischof Peter von Marka.

Die Geschichte der ursprünglichen Bewohner von Spanien ist eben so verworren, in Fabeln und Mythen gehüllt, wie die Geschichte über den frühesten Zustand beynahe aller andrer Nationen. Der Heldenmuth der Spanier widerstand den Römern beynahe volle zwey Jahrhunderte, bis sie endlich doch der physischen Uebermacht und der höhern Kriegskunst, oder vielmehr dem Glück unterliegen mußten, welches überall und zu allen Zeiten auf das Schicksal von Nationen, wie auf das Schicksal einzelner Familien und Menschen, gleichen Einfluß äußert!

Vor der Eroberung durch die Römer war die ganze Halbinsel, mit Ausnahme einiger Küstenländer, welche die Phönizier, Griechen und Karthaginenser besuchten, von vielen barbarischen Völkerstämmen bewohnt. An den Ufern des Tago allein zählte man deren gegen dreyßig, welche größten-

theils so roh waren, daß man sie kaum von den wilden Thieren unterscheiden konnte. (Note 2.) Denn sie kannten kein Eigenthum des Bodens, sie hatten nur äußerst dunkle und verworrene Begriffe von Menschen- und Völker-Recht, dieser Grundlage aller Bildung und alles Glücks! Das Eigenthum des Bodens belebt den Besitzer mit höherm Interesse, als wenn er ihn mit Mehrern gemeinschaftlich besitzen soll. Das Recht ihn für immer zu benützen, ohne daß ein Andrer ihn im Besitz stören darf, spornt ihn zu fleißigerm Anbau, um dadurch mehr daraus zu ziehen, also zu gewinnen.

Ueberdies begeistert das Eigenthumsrecht jeden Besitzer zu höherer Achtung und innigerer Anhänglichkeit an eine Regierung, welche ihn dabey schützt. Wer keinen Acker besitzt, kein Haus, keine andre unbewegliche Güter, wer sich, seinen Kunstfleiß und seine Kapitalien leicht in ein andres Land hinübertragen kann, den rührt viel weniger der süße Einfluß der Gesetze, die Regelmäßigkeit guter bürgerlicher Einrichtungen; er trägt daher mit größerm Widerwillen alle Abgaben und öffentliche Lasten.

Die Vaccäer trieben Ackerbau, wechselten im Besitz der Felder nach dem Zufall des Looses, und waren verbunden, den Ertrag mit den Nachbarn zu theilen. (Note 3.) Welches Interesse konnten sie nun haben, mit Anstrengung zu arbeiten, Bäume zu pflanzen und Verbesserungen vorzunehmen, welche Zeit und Geld erfordern, da sie weder für sich noch für ihre Familien des Besitzes und der freyen Verwendung versichert waren? Die Bergbewohner nährten sich den größten Theil des Jahrs hindurch mit Eicheln; (Strabo, de situ orbis. Lib. 3.) und die Anwohner des Tago ließen den fruchtbarsten Boden brach liegen, weil sie dem Ackerbau und der Viehzucht, den ewigen Krieg mit den Ausländern oder die Fehden mit den übrigen Bewohnern der Halbinsel vorzogen. Eine Lebensart, welche überhaupt damals in Spanien allgemein war.

So wie die Römer ihre Herrschaft weiter ausdehnten, legten sie Kolonien und Gemeinden an, theilten den eroberten Boden, und gaben ihn entweder zu ganz freyem Eigenthum, oder belegten ihn mit einem Grundzins. Sichere und bequeme Straßen erleichterten die Verbindung; die Consumtion der Produkte, des Ackerbaues und der Manufakturen vermehrte sich, wodurch denn natürlich der Ackerbau selbst belebt und alles zum Kunstfleiß angefeuert wurde, während die Erweiterung des Handels neue Quellen des Reichthums eröffnete. So zeigten diese kluge Eroberer den Besiegten eine neue Art zu leben und das Leben zu genießen, welche viel sicherer und weniger gefährlich als Krieg und Raub, aber ihnen bis jetzt völlig unbekannt war. Man gewöhnte sich allmählig an ein ruhigeres Leben, die rohe Wildheit verlor sich, die Gemüther wurden sanfter, der Verstand aufgeklärter, die Kenntnisse erweitert, und bald waren alle Einwohner gastlich und gesellig. — Die Anwohner des Boätis wetteiferten bald in wissenschaftlicher Bildung, an Geschmack, Reinheit und Wohlklang in der lateinischen Sprache, mit denen der Iber. (Strabo. ibidem.) Während dieser ganzen Zeit macht die Geschichte von Spanien einen Theil der Römischen aus; denn die ganze Halbinsel war in Provinzen getheilt, worüber Legaten, Pro-Konsuln und Präsides, bald vom Senat, bald von den Kaisern selbst, nach den Gesetzen der Hauptstadt, zu Statthaltern ernannt wurden. Die Römer wussten nichts von jenen Arten von Volks-Repräsentation, welche unter den Namen von Concilien, Parlamenten, Landtagen, Kongressen, General-Staaten, Kortes ꝛc. bekannt sind. Ihre Comitien hatten eine ganz andre Gestalt; denn sie waren nicht aus Deputirten oder Repräsentanten einiger Volksklassen oder Gemeinden zusammengesetzt, sondern sie bestanden nur aus den Einwohnern der Hauptstadt, welche allein Bürger sich zu nennen das Recht hatten.

Eine Klassen-Abtheilung dieser Bürger, nach heutigen Begriffen, fand in Rom nie statt, obgleich nicht alle Bewohner von Rom Bürger waren. Ein großer Theil davon bestand aus Sklaven und Fremden, welche weder zu öffentlichen Aemtern gelangen konnten, noch zu den Comitien Zutritt oder Stimmfähigkeit hatten. Die Bürger selbst theilten sich zwar in Patrizier, Ritter und Plebejer, allein die Sonderung brachte keinen Unterschied in Entrichtung der Abgaben und in Theilnahme an allen öffentlichen Lasten hervor.

Obgleich die oberste Gewalt zu Rom in den Händen des Volks zu seyn schien, so behielt doch immer die Aristokratie ein Uebergewicht. Servius hatte nach dem Verhältniß des Vermögens das ganze Volk in 6 Klassen getheilt. In der ersten Klasse standen diejenigen, welche über 100,000 Sesterzien, — und in der letzten diejenigen, welche nur 11,000 Sesterzien besassen. — Der Reichthum wurde in Rom für so sehr nothwendig und mit dem Patricier- und Ritterstand so innig verknüpft gehalten, daß derjenige Patrizier oder Ritter, welcher durch Ausschweifungen, Nachlässigkeit oder Unglück das für seinen Stand nöthige Vermögen verloren hatte, von den Censoren ohne alle andre Rücksicht degradirt, und in die Klasse der Plebejer versetzt wurde. (Gravina, de ortu et interitu jur. civ. Lib. I.) — Bey den Comitien wurden die Stimmen Centurienweise gesammelt, den Anfang machten immer die Patrizier. Waren diese nun mit den Rittern übereinstimmend, so konnte man die Sache als abgethan ansehen, da sie mehr als die Hälfte der ganzen Versammlung bildeten, und alsdann kamen die Plebejer gar nicht mehr zum Stimmengeben. Ueberdieß mussten alle Senatoren, Heerführer und Magistrats-Personen, Patrizier oder Ritter seyn, wodurch natürlich der Einfluß dieser beyden Klassen auf die Regierung des Staats unendlich erhöht wurde. — Der Stolz und Uebermuth der Vornehmen empörte öfters die Plebejer, welche auch endlich ihre Tribunen,

(tribuni plebis) oder Repräsentanten und Beschützer ihrer Rechte (protectores Majestatis populi) und den Zutritt zu den höchsten Staats-Aemtern erzwangen, aber dennoch mehrentheils dem Geist des Aristokratismus unterworfen blieben. „Seit langer Zeit schon, sagt Cicero, (in orat. pro „Muraena) gleichen die Comitien dem Euripus, wenn er „von Stürmen gepeitscht, im wildesten Kampf der thürmen„den Wogen brauset." — Die Bewohner der Provinzen hatten keinen Zutritt zu den Comitien in Rom; sie hatten aber dafür in ihren Distrikten einzelne Versammlungen oder Berathungen, um die Abgaben unter sich zu vertheilen und Lokal-Sachen zu ordnen. Einzelne Städte waren für diese Versammlungen bestimmt, wo die Präsides die Klagen, Reklamationen und Appellationen in Prozeß-Sachen, unter dem Beysitz mehrerer Rechtsgelehrten anhören und entscheiden mussten, woher diese Versammlungen auch den Namen Conventus juridici erhielten. — In Spanien waren mehrere derartige Conventus errichtet, nemlich zu Karthagena, Tarragon, Sarragossa, Corunna, Lugo, Braga, einige in Asturien, dann zu Kadix, Cordova, Ecija und Sevilla. (Noodt. de jurisdict. et Imp. Lib. I. c. 12.) Petet von Marka wollte diese Versammlungen mit den spanischen Kortes der spätern Zeit vergleichen, (Marca hispanica, Lib. II. cap. 1.) obgleich beyde Institute, ihren Bestandtheilen und ihrer Tendenz nach, keine ferne Aehnlichkeit darbieten.

Die Leichtigkeit, womit man Gesetze, bürgerliche und religiöse Einrichtungen verschiedener Völker und Zeiten, selbst nach der fernsten Aehnlichkeit, in Form und Karakter vergleichen will, ist die Quelle so mancher Irrthümer in der Geschichte. Nicht weniger verführerisch und verderblich kann sie in der Politik selbst werden, weil alle Menschen, so gerne die Sitten und Gebräuche der Vorzeit nachahmend, zu falscher Beurtheilung und zu falschem Benehmen durch solche irrige Vergleichungen sich oft hinreißen lassen.

2tes Kapitel.

Einfall der Gothen in Spanien. — Nothwendigkeit der Kenntniß der ursprünglichen Sitten dieser Nation, wenn man vom Ursprung und von dem Geist der Sitten und Gebräuche in Spanien urtheilen will. — Unwissenheit der alten Gothen. — Ihre Abneigung gegen alle Arbeiten und Geschäfte, den Krieg ausgenommen. — Regierung ihrer Gauen (cantons) und Städte. — Ihre allgemeinen Berathungen oder Versammlungen. — Großer Einfluß der Priester auf ihr ganzes Regierungswesen.

Im fünften Jahrhundert stürmten die Barbaren des Nordens, nach Besiegung der Römer, in vielen ihrer Provinzen, auch nach Spanien herein, und gründeten dort mehrere Königreiche der Sueven, Silinger, Vandalen und Gothen, welche aber alle von kurzer Dauer waren, weil die neuen Eroberer bald die Waffen gegen sich selbst kehrten. Die Gothen blieben endlich Sieger, und führten eine neue monarchische Regierungsform ein; eine Mischung von römischen und germanischen Gesetzen und Gebräuchen. Um den wahren Geist der spanischen Verfassung und ihrer politischen und religiösen Institute kennen zu lernen, muß man nothwendig auf ihre ersten Quellen zurückgehen. Zwölf Jahrhunderte großer Revolutionen und zahlloser Wechsel in der Form waren nicht im Stand, jenes Gepräge ganz zu erlöschen, welches die ersten Gründer gegeben hatten.

Die Gothen lebten in Germanien, nicht in Städten oder Dörfern mit bequemen Häusern oder regelmäßigen Straßen, sondern in zerstreuten Hütten und Höhlen. (Note 4.) Eine kleine Zahl von Familien bildete ein Dorf, mehrere Dörfer einen Gau, mehrere Gauen eine Stadt. — Die Gothen konnten weder lesen noch schreiben (Note 5.), sie kannten nichts als den Gebrauch der Pferde und Waffen, sie liebten keine andre Beschäftigung, als den Krieg, der auch ununterbrochen mit allen Nachbarn geführt wurde. Hatten sie keine Fehden mehr unter sich selbst abzumachen, so suchten sie in

fremdem Land die Waffen zu gebrauchen, und nahmen oft Dienste gegen Sold bey fremden Fürsten und Völkern. (Note 6.) — Sie waren von Königen regiert, deren Macht aber so sehr beschränkt war, daß sie in nichts Wichtigem ohne Wissen und Genehmigung der ganzen Nation entscheiden konnten. (Note 7.) — Man versammelte sich an bestimmten Tagen beym Neumond oder Vollmond, um über Staatssachen zu entscheiden; alle freye Männer wohnten diesen Versammlungen bey. (Note 8.) Weniger wichtige Angelegenheiten machten die Edeln allein unter sich ab; so wie überhaupt alles, was zur Entscheidung der ganzen Nation kommen musste, schon durch die Fürsten und Grossen vorbereitet und eingeleitet war. — In diesen Versammlungen wurden die Könige gewählt, so wie die Statthalter und Richter, welche immer aus den Edeln genommen werden mussten. (Note 9.) — Prozesse waren bey allen germanischen Stämmen sehr selten, weil die Quellen und Beweggründe fehlten, welche bey gebildeteren und kunstfleißigen Völkern stattfinden. Der ganze Handel bestand beynahe allein in gegenseitigem Tausch der Produkte, welche auch nebst dem Vieh den einzigen und geschätztesten Reichthum bildeten. (Note 10.) Geld ward wenig gebraucht, so hatten sie auch nicht die fernsten Begriffe von Wucher und Procenten. (Note 11.) — Daher konnte es nur selten Streitigkeiten wegen Verträgen geben, welche sonst überall die reichste und gemeinste Quelle von Prozessen sind. Auch Erbschaften gaben keine Veranlassung zu Rechtsstreiten, weil diese Nationen weder den Gebrauch der Testamente noch der Majorate kannten, und daher immer die Söhne oder nächsten Verwandte als natürliche Erben galten. — Da die Felder keiner Person oder Familie angehörten, so hatte man auch kein Recht darauf, als in dem Jahr, wo man sie abwechselnd oder der Reihe, dem Loos nach, anbaute. (Note 12.) —

Was die peinliche Gesetzgebung betrifft, so hatten die

öffentlichen Richter selten Veranlassung, von ihrem Amt Gebrauch zu machen, indem die Familienhäupter darin wie kleine Souveräne walteten. So wurde die Ordnung und der Gehorsam im Innern einer jeden Familie die sicherste Grundlage guter Sitten. Uebrigens hatte jeder freye Mann das Recht, sich für alle Beleidigungen selbst zu rächen, oder mit seinem Feinde sich darüber auszugleichen. Die Furcht vor der unausbleiblichen Rache hielt von vielen Beleidigungen ab, um so mehr, da alle Verwandten des Beleidigten an seiner Sache Theil nahmen. (Note 13.) — Schwere Verbrechen wurden in den Versammlungen von der Nation gerichtet und verschieden bestraft: minder bedeutende mit Geldbußen, welche mit Pferden, Schafen, entrichtet wurden, und wovon ein Theil dem König, der andre der Stadt zufiel. (Note 14.)

Alle Germanen waren außerordentlich abergläubisch, alle hingen an Augurien und Prophezeyungen. (Note 15.) Die Priester hatten daher den größten Einfluß auf die Regierung; nur sie allein hatten das Recht in den Volks-Versammlungen Stillschweigen zu gebieten (Note 16.), zu strafen, die Schuldigen zu binden und eigenhändig zu peitschen, ohne daß sie dadurch als niedrige Henker, oder Diener der Richter und Gesetze betrachtet wurden — nein, sie thaten alles als Bevollmächtigte und Stellvertreter der Götter! (Note 17.). —

3tes Kapitel.

Errichtung der gothisch-spanischen Monarchie. — Nachahmung der Gesetze und Sitten der Römer. — Großer Einfluß der katholischen Religion auf die Regierung. — National-Versammlungen, zusammengesetzt aus den Großen, Prälaten und Gouverneuren der Städte. — Charakter dieser Monarchie. — Ihr Sinken und Fallen.

Als die Gothen sich in Spanien niederließen, waren sie schon weit mehr gebildet, als sie es in ihrer Heimath.

gewesen waren. Die lange Verbindung mit den Römern, in den Kriegen gegen sie, oder als ihre Freunde und Hülfs-Truppen, mussten sie längst von der Wohlthat mehrerer politischer und religiöser Gesetze und Einrichtungen der Römer überzeugt haben. Geschützt und vorgezogen von den Kaisern Valens und Avitus, hatten die Gothen die christliche Religion angenommen, und von dem Bischof den Gebrauch des Alphabets erlernt, die bewundrungswürdigste und für das Fortschreiten des menschlichen Geistes nützlichste aller Erfindungen. — Nachdem sie festen Sitz in Spanien genommen hatten, behielten sie zwar noch manches von ihren ursprünglichen Sitten und Gebräuchen bey, aber das neue Klima, die fremden Umgebungen, örtliche Verhältnisse und Bedürfnisse nöthigten sie, selbst von den besiegten Eingebornen manches zu entlehnen und sich anzueignen. Auf drey Seiten vom Meer eingeschlossen, war es ihnen nicht mehr so leicht vom Krieg zu leben, mit Beute und Eroberung sich zu bereichern; sie sahen sich daher genöthigt, Lebensunterhalt und Lebensgenuß durch den Ackerbau zu suchen. Schon der Erzbischof Don Rodrigo sagt hierüber (Note 18.): „Als diese Barbaren sahen, daß durch die Verminderung der Einwohner „alle Produkte und Lebensmittel selten wurden, und daß deren Mangel ihnen selbst gefährlich würde, so fingen sie an „zu jammern, nicht über das Elend der Eingebohrnen, sondern über ihr eigenes Unglück. Sie riefen daher die Einwohner zusammen, und theilten mit ihnen Provinzen und „Landgüter, unter der Bedingung, daß dafür ein bestimmter Theil des Ertrags an sie abgegeben werden sollte.“ —

Alarich hatte den Plan der Gothen zu romanisiren, und somit die Sieger und Besiegte in Eine Nation zu verschmelzen. Daher ließ er einen Auszug aus den römischen Gesetzen verfertigen, welcher unter dem Namen Breviarium Aniani bekannt ist. (Heineccius, historia jur. Rom. et germanici. Lib. II. cap. 15.) Obgleich er bey

der Einführung desselben große Schwierigkeiten fand, so bereitete er doch gewissermaßen die Gemüther auf jene Veränderungen und Neuerungen vor, welche später Eurich und dessen Nachfolger mit den gothischen Sitten vornahmen. (St. Isidorus in hist. Gothorum). — Hiernach hatten sich die Gothen zwey Drittheile des angebauten Landes zugeeignet, und bauten dasselbe durch Sclaven oder Pächter. (L. I. t. 1. Lib. III. fori judicum). Sie nahmen den Gebrauch der Testamente, der Münzen, des Maßes und Gewichts, der Verträge, der Würden und Aemter der Regierung und öffentlichen Verwaltung und viele andre spanische Gebräuche an, welche damals schon Römisch hießen, weil Spanien ein Theil des Reichs der Cäsaren war. Dessen ungeachtet betrachteten sie noch lange Zeit die Eingebornen als Besiegte mit verachtendem Uebermuth des Siegers. Die Gothen bildeten nach nach Annahme der christlichen Religion die herrschende Volksklasse, und zwar so sehr, daß bis zur Regierung von Recesvinth eine Heirath zwischen Personen aus beyden Völkern verboten war. Erst später verbrüderten und verschmelzten sich beyde zu Einer Nation, und ließen sich von den nämlichen Gesetzen beherrschen, wovon ein Theil von den Römern, die übrigen aber von alten germanischen Gebräuchen herstammte. Diese innige und wohlthätige Verschmelzung verdankt Spanien ohne Zweifel der katholischen Kirche, durch Einführung des fuero-juzgo. (Note 1.) —

Dem neuen Verhältniß der Dinge gemäß waren die Concilien oder National-Versammlungen nicht mehr so häufig, sie fanden nicht mehr zu bestimmten Tagen, oder nach dem Willen der Nation, sondern nur dann Statt, wenn die Könige sie beriefen, was sehr selten geschah; denn in den zwey Jahrhunderten dieser Monarchie finden sich deren nur achtzehn. Ebenso wurden die Könige nicht mehr von der gesammten Nation, sondern nur von den Großen und Bischöfen

gewählt. (Note 19.) Das Volk hatte bey den Versammlungen weder Sitz noch Stimme, die Prälaten und die Pfalzgrafen, (officiales palatini) übten dies Recht allein. Alle Würden, Staatsdienste und Magistraturen wurden nicht von den Concilien oder Versammlungen, sondern lediglich von dem Souverain ertheilt.

Es scheint zwar, als ob man aus den Worten der Concilien selbst abnehmen könnte, daß auch das Volk ihnen beywohnte, indem es in einem Canon in dem 7ten Concilium zu Toledo heißt: „Wir alle, wir Bischöfe (Pontifex) Priester „und Kirchendiener, dekretiren in Gemeinschaft mit den „Pfalzgrafen, und in Vereinigung mit allen Höhern und „Niedern einstimmig," ꝛc. — und in einem andern Canon des nämlichen Concilium, „wenn diese Meinung Euch Allen, „die gegenwärtig sind, gefällt, so bestätiget sie durch Einwilligung mit Worten," und alle Priester, alle Herrn, die Geistlichkeit und das Volk riefen: „derjenige, welcher es wagen „wird dagegen zu handeln, soll exkommunicirt werden!" — Allein, wenn man diese Concilien genauer betrachtet, so bleibt kein Zweifel mehr übrig, daß das Volk kein Recht hatte, ihnen beyzuwohnen oder Stimmen zu geben, und daß, so oft seine Anwesenheit erwähnt ist, blos von Zuschauern die Rede seyn kann, welche die Beschlüsse mit lautem Beyfall beehrten, ohne daß sie an ihrer Entwerfung oder Gültigkeit Theil hatten.

Bey keinem von diesen Concilien findet man Unterschriften von Layen, welche nicht entweder Vorsteher des Palastes, (Chefs du Palais) Herzoge, Grafen oder Würdeträger gewesen wären. Bey dem dritten Concilium zu Toledo, wo Recared mit der ganzen gothischen Nation den Arrianismus abschwur, unterzeichneten nur vier edle Männer (Viri illustres) alle andre waren Große (seigneurs), aber die Canones selbst sind nur von dem König und von den Bischöfen unterschrieben. —

Nur bis zum 7ten Concilium, nämlich nach dem Ueber-

tritt zu der katholischen Kirche, findet man Unterschriften von Laien, und selbst da, der Zahl nach, außer allem Verhältniß mit der Menge von Geistlichen. Das nämliche Concilium wurde unterzeichnet von 74 Bischöfen, Vikarien oder Aebten, und von 16 Grafen, Herzogen oder Herrn. Das 9te wurde aber unterschrieben von 26 Geistlichen und 4 Edeln; das 13te von 83 Bischöfen, Vikarien oder Aebten, und von 26 Edeln des Pallastdienstes. — Selbst die Großen wohnten den Versammlungen nicht mehr, zufolge ihrer Adels-Rechte und Privilegien, bey, sondern nur hinsichtlich ihrer Amtswürde, oder vermöge des bestimmten Willens und der besondern Aufforderung des Souverains, was sich aus allen Akten dieser Versammlung unwiderleglich ergibt. Bey dem 8ten Concilium von Toledo ist es geradezu gesagt, daß die Laien-Mitglieder nur als Vorsteher des Pallastdienstes beygewohnt hätten. Erwig beauftragte in dem 12ten die heiligen Väter, und einige besonders erwählte Edle Herren, zu einer Verbesserung der Gesetze, Sitten und Gebräuche. (Note 20.) Bey dem 13ten finden sich 26 Grafen, Herzoge und Herrn, welche aber besonders dazu berufen waren. Dem 16ten wohnten die von Egica berufenen Mitglieder bey, und einige andre, welche sich zufällig in der Hauptstadt befanden. Dabey muß man nun noch die verschiedene Art unterscheiden, wornach Geistliche und Laien unterzeichneten. Beym 12ten und 13ten Concilium von Toledo unterschrieben sich nämlich die erstern wie alle andre ihres Standes, die Letztern aber nur als Zeugen. (Note 21.) Hiernach kann man sich einen Begriff davon machen, wie sehr die Gothen seit dem Eintritt in Spanien von ihrem Charakter und den ursprünglichen Sitten abwichen, wie sehr das Ansehen ihrer Könige gestiegen, und bis zu welchem Grad dagegen die Rechte des Volks und selbst der Edeln vermindert und herabgewürdigt worden waren. Die Priester allein hatten während der gothisch-spanischen Monarchie ihren Einfluß erhalten, ja erweitert. Die Bi-

höfe genossen in jener Zeit nicht nur das höchste Ansehen bey den Concilien, sondern sie waren auch die gebornen Räthe der Souveraine, und die Obervorsteher aller Gerichtshöfe. Ein Gesetz in dem fuero-juzgo (Note 22.) drückt sich also aus: „Wir bitten die Priester, welche Gott zum Schutz der „Unterdrückten bestellt hat, die Richter mit väterlichem Mit„leiden zu ermahnen, daß sie ihre falsche Urtheile zurücknehmen. Wenn die Magistrate von einem Prozeß unterrichtet werden, bey welchem die gesetzlichen Formalitäten nicht „beobachtet oder ungerechte Sprüche geschehen sind, so wird „der Bischof den Richter zu sich bescheiden, den Prozeß von „Neuem durchgehen, und dann in Gemeinschaft mit dem Rich„ter und einigen Priestern oder andern fähigen Männern „das Urtheil geben. Wenn der Richter aus unerheblichen „Gründen dem ersten Befehl nicht Folge leisten sollte, so ist „es dem Bischof gestattet, den Prozeß selbst von neuem ein„zuleiten und zu entscheiden. Er wird Uns alsdann die Sa„che zu weiterer Untersuchung vorlegen, damit wir das eine „oder das andre Urtheil bestätigen können. Sollte aber der „Richter sich weigern, dem Bischof den Prozeß zu überge„ben, damit wir ihn weiter untersuchen können, so ist er „einer Strafe von zwey Pfund Gold an den Gerichtshof ver„fallen.“ Der 3te Canon des vierten Concilium zu Toledo sagt: „Nichts hat zur Verderbniß der Sitten beygetragen, „als die Nachlässigkeit der Priester, da sie keine Synoden „mehr hielten, um zu rügen und zu bessern. Wir haben da„her einmüthig und für das Allgemeine beschlossen, daß, „wenn es nicht möglich seyn sollte, nach den Dekreten der al„ten Väter sich zweymal im Jahr zu versammeln, man doch „wenigstens jährlich eine Synode in jeder Provinz halte, an „dem Ort, welchen der Metropolitan bestimmen wird. Wer „eine Klage gegen Bischöfe, Richter und mächtige Herrn hat, „oder gegen wen es sonst sey, der wird sie beym Concilium „vorbringen. Nach vorhergehender Untersuchung bey der

„Synode, wird man alsdann darüber entscheiden, nach dem „Vortrag des königlichen Prokurators, der immer vom Sou„verain dazu erbeten seyn wird, um den Richtern aufzuge„ben, sich bey den Synoden einzufinden.“ Es wäre überflüssig, noch mehrere Beweise für das Uebergewicht der Geistlichkeit, während der gothischen Monarchie, anzuhäufen: mag es nun, wie ein gelehrter Forscher der barbarischen Gesetze (Canciani, Barbarorum leges antiquae. Vol. 4. In legem Visigothorum collectoris monitum) behauptet, seinen Ursprung in den Resten der Sitten der Heiden (gentils) haben, oder in dem Vorzug der höhern Kenntnisse der Geistlichen, oder durch die Politik der Könige begründet gewesen seyn, welche dadurch ihren Thron mehr zu befestigen glaubten. —

Obgleich die Veränderung der Wohnsitze, durch die Niederlassung der Gothen in dem mildern Klima von Spanien, die lange Verbindung und Verbrüderung mit den Einwohnern, und vorzüglich die katholische Religion, die ursprüngliche Wildheit zähmten und milderten, so geschah dies doch nicht in einem so hohen Grad, als einige Schriftsteller es sich einbildeten, wenn sie die Zeit der Gothenherrschaft als das goldne Zeitalter, und Spanien als das herrlichste Paradies darstellen. (Note 23.) Denn unstreitig lassen uns die Gesetze, die Canones der Concilien, und die gründlichsten Geschichten eines San Isidor und Parensa, die gothischen Sitten und Gebräuche in einem weniger günstigen Lichte sehen. — Man findet in Lib. 2. tit. 1. des fuero-juzgo ein Gesetz von Receswinth „gegen die Habsucht und den Geiz der „Könige, wobey alle Gewaltthätigkeiten und Betrügereyen „aufgezählt sind, deren sie sich gegen ihre Unterthanen, um „Geld zu erpressen, schuldig machten.“ — In einem andern Gesetz heißt es: „Kaum wird noch Jemand zu finden seyn, „welcher nicht wüßte, wie vieles Unglück das Vaterland der „Gothen zu erdulden hat, und wie mächtig die Triebfedern „zur Auswanderung und zum Uebergang zu den Feinden sind, „wenn man die Entvölkerung betrachtet und bedenkt, daß „man ein großes Heer aufstellen muß, nicht um das Land ge„gen äußere Feinde zu schützen, sondern um die Auswande„rungen zu verhindern.“ —

Die angesehensten und bedeutendsten Großen sahen sich ihrer Würden und ihres Standes entsetzt, ihrer Güter beraubt, und bis zur Sklaverey herabgewürdigt, ohne nur gehört oder

gerichtet zu seyn, während die niedrigsten Sklaven von dem Despotismus zu den höchsten Würden erhoben wurden. Die Wittwen der Könige und ihre Familien sahen sich gewöhnlich verfolgt, beraubt und zum äußersten Elend verstoßen. Kein Mensch irgend einer Klasse oder eines Standes wußte sich sicher, da der kleinste Verdacht des Königs hinlänglich war, um ihn augenblicklich zu verdammen und zu verderben. — In einem Canon des 12ten Concil. von Toledo heißt es: „In den vergangenen Zeiten sahen und beweinten wir mehrere Mitglieder des „Pfalzgrafthums, welche durch einen Machtspruch ihrer Würden entsetzt, oder durch königliche Willkür zum Tode und „ewiger Ehrlosigkeit verurtheilt wurden." — Dieses nämliche Concilium geboth „einen Pfalzbeamten oder Palastvogt *) „ins Gefängniß zu werfen, zu peitschen, zu foltern, seines „Güter zu berauben, oder ihn zu zwingen Mönch zu werden, „ohne vorhergehendes gesetzliches Urtheil." Es verordnet dabey weiter: „daß die Geisselung für leichte Vergehen, welche sehr häufig war, die freyen Menschen nicht erniedrigen, noch ihnen das Recht benehmen sollte, Zeugen zu „seyn. Denn dieses Recht war die vorzüglichste Auszeichnung „freyer Leute." Aber, obgleich Ervig alle diese schändlichen Gewaltthätigkeiten verbot, so war seine Regierung doch nicht mehr gerecht als die Regierungen aller seiner Vorgänger. Er war so grausam wie sie, er unterdrückte das Volk, erniedrigte die Großen, entriß den Edeln ihre Besitzungen, befahl sie zu peitschen, und versetzte mehrere in die ehrloseste Sklaverey.

Die Geschichte selbst erregt keine günstigeren Begriffe über die gothischen Sitten, als solche Gesetze. Vor der Annahme der katholischen Religion kamen 12 Könige gewaltsam um das Leben. Ja Recared, der erste katholische König, entdeckte noch eine Verschwörung gegen sein Leben. Sein Sohn und Nachfolger, Liuva, von einem gemeinen Weibe geboren,

*) Ich wüßte für das französische Wort Ministre de l'hôtel keinen passendern Ausdruck als Palastvogt oder Hausmeyer (major domus), da diese Min. de l'hôtel oder Ministeriales palatini zugleich Vorsteher des Hofzeremoniels, der Domainen-Verwaltung und der Hofgerichtsbarkeit waren, und daher in gewisser Hinsicht mit den Pfalzgrafen (officiers de l'ordre palatin, comites palatini) ihrer Würde und Amtsverrichtung nach, Aehnlichkeit hatten, ohne ganz dasselbe zu seyn. A. d. Uebers.

wurde durch Verrätherey des Witerich ermordet, welcher ebenfalls nach siebenjähriger schändlicher Regierung bey einem Banket erschlagen wurde. Sisenand und Chindaswinth, erhoben sich mit Gewalt auf den Thron (St. Isidor hist. Gothorum). Ervig entriß dem unglücklichen Wamba die Krone, von seiner abscheulichen Aufführung ist die Rede im 15ten Concilium von Toledo. Sisiberth, Erzbischof von Toledo stiftete eine Verschwörung gegen König Egiza an, und wurde deswegen seines Erzbisthums entsetzt. — Wie stimmen nun solche Unordnungen und Abscheulichkeiten mit der so gerühmten Glückseligkeit der gothischen Monarchie überein? — Selbst der Muth und kriegerische Geist, womit die Gothen die Besieger der Welt überwunden hatten, erlahmten, trotz ihrem berühmten fuéro-juzgo *), allmählig an der neuen Verfassung. Seine Verordnungen konnten immerhin jedem Bürger die Pflicht auferlegen, bey jedem Angriff, mit einer bestimmten Anzahl seiner Sklaven zur Vertheidigung des Vaterlandes herbeyzueilen! Vergebens suchte Wamba dem immer häufigern Ungehorsam gegen dies Gesetz dadurch zu steuern, daß er es erneuerte, und jeden Ausreißer mit Sklaverey und Beraubung des Zeugenrechts bestrafte! (Note 24.) Beynahe die Hälfte der Nation zog diese schimpfliche Strafe dem Kampf gegen die Feinde vor. Dies ging so weit, daß die Väter sich genöthigt sahen, im 12ten Concilium den König Ervig zu bitten, diese Strafe zu mildern, weil man beynahe in keiner Stadt mehr Menschen fand, welche Zeugen seyn konnten.

Ein anderes Gesetz des nämlichen Ervig beweist ebenfalls den Egoismus und die kalte Gleichgültigkeit, womit die Gothen die Vertheidigung des Vaterlandes betrachteten, es heißt darin: „sie sahen auf nichts mehr als auf ihren Privat-Vortheil, als wenn sie ihre Güter und ihr Vermögen „ruhig genießen könnten, ohne über ihre Feinde zu triumphiren!“ (Note 25.)

*) Fuéro-juzgo heißt, die Sammlung der alten gothischen Gesetze, aus der gemischten Ursprache in das Castilianische übersetzt. A. d. Uebers.

(Die Fortsetzung folgt.)

landsliebe der biedern Schweizer vermögen so viel. Unter ihnen vergisst keiner, daß der Schweizer Segen von oben kömmt.

Ich bin mit aufrichtiger Hochachtung und großer Verehrung, Ew. Hochw. und Hochwohlgeb.

Regensburg
den 1. März 1815.

Karl,
Fürstbischof von Konstanz.

19.

Schreiben Sr. K. H. des Fürstbischofs von Konstanz an die Regierung des eidgenössischen Standes und Vororts Zürich, d. d. Regensburg, 4. April 1815.

In Betreff meiner Verpflichtung auf die Abtrennung des, Herrn Probst Gbldlin von Tiefenau Hochwürden, als Vicario Apostolico provisorisch übertragenen Antheils der Konstanzischen Diocese und dessen Anerkennung, bin ich Ihnen, Hochgeachtete Herren! und mir selbst, in ununterbrochener vieljähriger Anhänglichkeit folgende Erklärung schuldig.

Diese Trennung ist meines Erachtens provisorisch; ich hatte nämlich gehofft, daß Errichtung eines neuen Bisthums auf den Fall, daß die Konstanzer geistliche Verwaltung durch Absterben des Bisthums und Konstanzer Domcapitels mit Anhörung sämmtlicher Betheiligter rechtlicher Ordnung nach vorbereitet würde. Als ich vernahm, daß durch Thatsache dem Bisthum Konstanz seine tausendjährige Diocesan-Verwaltung entzogen werden sollte, so ließ ich hierüber an Ihro Päpstliche Heiligkeit ehrerbietige Vorstellung gelangen; überzeugt, daß die Absicht unsers wahrhaft heiligen Kirchen-Oberhaupts väterlich sey; der Geschäftsgang selbst aber den Geschäftsmännern des Römischen Hofs bey so vielen andern höchstwichtigen Angelegenheiten überlassen worden.

Sollte jedoch die Vorbereitung zur Errichtung des neuen Landes-Bisthums in dem bisher Konstanzischen Antheil der Schweiz auf lange Zeit verzögert werden; so ist nicht wohl abzusehen, warum nicht das Bisthum Konstanz einstweilen einen gehorsamsten Anspruch auf die Wiederverwaltung und Ausübung des ihm durch Thatsache entzogenen Besitzstandes haben sollte.

Nebst der Konstanzischen Verbindung mit dem, dem Bisthum bisher zustehenden, Diocesan-Antheil, besteht annoch eine höhere Metropolitan-Verbindung mit diesem Bestandtheile der geistlichen Provinz, welche nach bestehenden hierarchischen Grund-

sätzen der katholischen Kirche unzerstörbar ist; wie dann bey mehreren Errichtungen neuer Bisthümer die Metropolitangerechtsame des Erzbischofs in Appellationssachen, Oberaufsicht und Beförderung des allgemeinen geistlichen Wohles unzerstörbar sind. Davon will ich einstweilen nur zwey Beyspiele anführen. Die gefürstete Abtei Fuld wurde im verwichenen Jahrhundert zum wirklichen Bisthum erhoben, und dennoch blieb in dem Bisthum Fuld die Oberappellation und Oberaufsicht unter den wirklichen Befugnissen des Erzbischofs und Metropolitans, in dessen Besitz ich mich noch jetzt befinde. Ferner wurden, von Seite der gefürsteten, ehmals bestandenen Abtey St. Gallen verschiedene Anmaßungen in geistlichen Verwaltungen versucht, denen von meiner Seite sowol, als von meinen Vorfahrern selbsten, rechtliche Gründe auf eine wirksame Weise entgegengesetzt wurden.

Als ich vernahm, daß der würdige Hr. Probst Göldlin von Tiefenau, von den frommen, achtungswürdigen, katholischen Urkantonen, als Vicarius Apostolicus wirklich anerkannt war; so wollte ich die Gewissensruhe dieser biederen Alpenbewohner nicht stören; da ich ferner vernommen hatte, daß die patriotischen Kantone Thurgau, Aargau und St. Gallen, die Befugnisse des Herrn Vicarii Apostolici Göldlin nicht anerkannten; so ernannte ich denselben als meinen Vicarius Generalis in den betreffenden Kantonen der Schweiz, um Spaltung zu verhüten, und das um so mehr, als ich die christlichen Tugenden dieses wirklich geistlichen Mannes hochschätze, und sich auch derselbe als ein einsichtsvoller, patriotischer Anhänger der Eidgenossenschaft in seinen Schriften bewiesen hat.

Alles, was hierin geschehen ist, kann den unveräußerlichen Metropolitanbefugnissen nicht nachtheilig seyn; in keinem Fall kann es auch denkbar seyn, daß Vicariatus Apostolicus auf immer verewigt, und dieser Bestandtheil der Metropolitansprovinz ohne eigenen selbstständigen Bischof verbleibe.

Sollte gegen alles Vermuthen, die Errichtung eines neuen Bisthums allzulang verzögert werden, so bin ich bereit, auf Anrufen der Betheiligten mit ehrerbietigen, doch zugleich standhaften Vorstellungen bey Ihro Päpstlichen Heiligkeit aufzutreten.

Sollte jedoch die von Seiten der hochlöblichen Eidgenossenschaft gewünschte neue Errichtung des Bisthums wirklich unter verfassungsmäßiger Anhörung sämmtlicher Betheiligter zu Stande kommen, so ersuche ich Sie, Hochgeachtete Herren! dahin mitzu-

wirken, daß die Bischöfliche Curia für die in solchem Fall entbehrte Verwaltungs-Einnahme auf Lebenszeit ihrer jetzigen Mitglieder eine billige Entschädigung erhalten möge, indem dergleichen Gefälle einen Antheil ihres Lebensunterhaltes ausmachten.

Daß auch die Vernehmung des Domcapitels in ähnlichen Fällen der Trennung billig sey, ist wohl nicht zu leugnen, obwol die Entscheidung selbst nach Anhörung der Betheiligten von Ihrer Päpstlichen Heiligkeit abhängt. Von obigen auf Kirchenverfassung gegründeten Ansichten kann und werd' ich pflichtmäßig nicht abgehen, indem davon das so schöne Band des Oberhirten mit ihren Pflegempfohlnen Gemüthern der christlichen Confession abhanget.

Erwünscht und schätzbar ist es für mich, daß auf jeden Fall in meiner Eigenschaft als Erzbischof und Metropolitan meine Verbindung mit der hohen Eidgenossenschaft nicht getrennt wird. In meine getreue Anhänglichkeit an die biedere Schweizer-Nation, welche seit mehreren Jahrhunderten durch Sittlichkeit und männlichen Muth eine Zierde der Menschheit war und noch ist, gibt diesem meinem Verhältniß mit derselben einen besonders hohen Werth.

Ich bin mit großer Hochachtung unabänderlich, Hochgeachtete Herren, — freundbereitwilliger

Regensburg, den 4. April 1815.

Karl, Metropolitan, auch Fürstbischof von Konstanz.

20.

Kreisschreiben von Schultheiß und täglichem Rath der Stadt und Republik Luzern, an die Regierungen der vom Bisthum Konstanz getrennten Kantone, d. d. Luzern, 17. April 1815.

Getreue, liebe Bunds- und Eidsgenossen!

Aus Auftrag der hohen Eidgenössischen Tagsatzung geschieht mittelst Zuschrift vom 11. fließenden Monats durch den Präsident derselben zu Handen sämmtlicher löbl. Konstanzischen Diocesankantone, Mittheilung an uns von einem Schreiben, welches der Großherzogl. Königl. Badische Gesandte, Hr. Staatsrath von Ittner, unterm 7. gleichen Monats an das Bundeshaupt erlassen hat, und worin er die Rechte und Ansprüche

Sr. Erlauchtesten Fürsten auf den Fall feyerlich verwahrt, wo die Abtrennung der Schweizerischen Gebietstheile vom Bisthum Konstanz wirklich erfolgen sollte, und zwar begründet auf den zwischen der Eidgenossenschaft und Churbaden am 6. Hornung 1804 abgeschlossenen Staatsvertrag.

Vorläufig schon damit beschäftigt, mit denjenigen Forderungen näher vertraut zu werden, welche auf den gegebenen Fall der Vollführung einer Abtrennung vom Bisthum Konstanz von Seite des Großherzogthums Baden an die Schweiz wollten gemacht werden, stehen Wir auch nicht an, Euch S. L. B. u. Eidsgenossen, schon dermalen von der durch Hrn. Staatsrath und Minister von Ittner eingelangten Verwahrung Kenntniß zu geben, wobey wir vor der Hand blos und unvorgreiflich bemerken, daß, nach Unserm Dafürhalten einzig die Art. 7 und 8 des obengerufnen Staatsvertrags *) ein Gegenstand einer ferneren und zwar ganz einfachen Unterhaltung mit Baden werden dürften.

Uns anbei die weiteren Eröffnungen auf den Fall einer herannahenden katholischen Conferenz vorbehaltend, empfehlen wir Euch inzwischen mit Uns dem Machtschutze Gottes getreulichst.

(Folgen die Unterschriften.)

*) Dieselben lauten also:

Art. 7. So lange Se. churfürstliche Gnaden der Churfürst-Erzkanzler das Bisthum Konstanz versehen oder in Dero Namen versehen lassen, verpflichten sich die in der Diöces gelegnen Kantone: an der Sustentationssumme von 20000 Gulden, welche dem Churfürst-Erzkanzler von Churbaden jährlich bezahlt wird, 10000 Gulden, unter eidgenössischer Garantie, jährlich von den Einkünften des für die Bedürfnisse der Diöces gewidmeten Capitals (von 300,000 Gulden) auszahlen zu lassen. Die erste Zahlung, welche aus einer Hand an das churfürstliche Zahlamt zu Meersburg gemacht werden soll, verfällt auf den 1. Jänner 1806. Sollte aber noch bey Lebzeiten des Hrn. Churfürsten Erzkanzlers eine Trennung des Constanzischen Kirchensprengels in der Schweiz eingeleitet werden; so wird der Punkt der ferneren Concurrenz zu der auf Churbaden noch verbleibenden Sustentation Hochgedachten Herren Churfürsten Erzkanzlers, zu weiterer billigen Uebereinkunft unter den betreffenden Interessenten, ausgesetzt.

Art. 8. Die in der Diöces gelegenen Kantone verpflichten sich ferner: an den Pensionen, welche Se. churfürstliche Durchlaucht von Baden den Herren Domkapitularen von Konstanz bezahlen, 15 Jahre lang, die Summe von 3000 Gulden zu übernehmen, und auch diese 3000 Gulden jährlich von den Einkünften des für die Bedürfnisse der Diöces gewidmeten Kapitals, und zwar das erstemal auf den 1. Jänner 1806, auszahlen zu lassen. Nach dem Verlauf dieser fünfzehn Jahre soll diese Verpflichtung gänzlich aufhören.

Beylage.

Sr. Excellenz dem Herrn Präsident der Eidgenössischen Tagsatzung, Bürgermeister von Wyß.

Nach jenen Vorbereitungen, die bisher in kirchlichen Angelegenheiten bey der Schweiz gemacht worden, gewinnt es den Anschein, daß für die eidgenössischen katholischen Kirchen ein eigener Bischof aufgestellt, mithin viele und ansehnliche Gebiete, welche bisher einen Bestandtheil des Bisthums Konstanz ausgemacht haben, von demselben getrennt werden.

Der Unterzeichnete bringt in Gemäßheit eines erhaltenen hohen Auftrags hier in Erinnerung, daß am 6. Hornung des Jahres 1804 zwischen dem Großherzoglichen Hause Baden und der löbl. Eidgenossenschaft, in Betreff der Liegenschaften und der Rechte des Bisthums Konstanz ein Vertrag abgeschlossen wurde, in welchem verschiedene Stipulationen, die sowol für das Großherzogliche Staats-Aerarium als auch für die Bischöfliche Curia und das Domkapitel ausbedungen wurden, gemacht worden sind.

Wenn nun die vorhabende Trennung wirklich vollzogen werden sollte, so finden Se. Königl. Hoheit der Großherzog von Baden sich veranlaßt, ausdrücklich und im voraus alle jene Rechte und Ansprüche sich vorzubehalten, welche aus dem Sinne und Inhalt des eben erwähnten Vertrages fließen, und welche namentlich zum Theil auf diesen im Vertrage selbst schon vorgesehenen Trennungsfall als fortdaurend zu bestehen haben.

Der Unterzeichnete bringt im Namen seines hohen Souverains diese Erklärung und diesen Vorbehalt zur Kenntniß Sr. Excellenz des Hrn. Präsidenten der Eidgenössischen Tagsatzung, und ermangelt nicht, zugleich die Versicherung seiner ausgezeichneten hochachtungsvollen Gesinnungen beyzufügen. Zürich den 7. April 1815.

(Unterz.) von Ittner,
Sr. Königl. Hoheit des Großherzogs von Baden, Staatsrath und außerordentlicher Gesandte und bevollmächtigter Minister bey der Schweiz.

21.

Breve Sr. päpstlichen Heiligkeit vom 29. Juli 1815, an die vom Bisthum Konstanz getrennten Schweizerkantone, als Antwort auf ihr Dankschreiben vom 24. May 1815.

Dilectis Filiis, Praetoribus, Consulibus, Landammanis ac

Senatoribus Rerumpublicarum Helveticarum, Lucernae, Uriorum, Switii, Subsilvaniae, Tugii, Glaronae, Solodori, Scafusii, Abbatiscellae, S. Galli, Turgoviae, caeterisque Pagis a Dioecesi Constantiensi separatis. — *Pius P. P. VII.*

Dilecti Filii Salutem et apostolicam benedictionem. Novum eximiae virtutis, impensique studii erga Nos et apostolicam sedem sui testimonium nobis dederunt Pagi Uriorum, Switii, Subsilvaniae et Solodori, qui singulares Nobis gratias egerunt, quod ipsos a Constantiensi Dioecesi disjunctos, dilecto Filio Francisco Bernardo Goeldlin, Praeposito Beronensi, apostolicique Vicarii munere a Nobis insignito, administrandos commiserimus provisorie tamen, atque ad nostrum, sedisque apostolicae beneplacitum, donec aut novi Episcopatus isthic eriguntur, aut aliis Dioecesibus in Helvetia jam constitutis iidem Pagi adjudicentur. Filialis insuper obsequii, gratique erga nos animi sensibus refertas invenimus litteras die 24. elapsi Maji datas, quas Praetor Lucernensis Nomini omnium Vestrum ad Nos scripsit, quaeque Nostram bene de Vobis merendi voluntatem mirifice confirmarunt. Cum Vos ad electum Christi gregem pertineatis et fideles Ecclesiae filii sitis, priorum relationum nomine, de quibus postremae loquuntur litterae vestrae, nonnisi illas intelligere possumus ac debemus, quae cum religione, ecclesiaeque legibus congruant, sub quo respectu praefato Vicario nostro apostolico jam ediximus, quam agendi rationem sequi ipsum oporteat. Eadem de causa in rebus ecclesiasticis libertates magnopere cordi Vobis esse declaratis; persuasum habemus non de iis vos libertatibus loqui, quae a sede apostolica perpetuo reprobatae, atque a fel. rec. Clemente XIII. Praedecessore nostro, instantibus etiam Helvetis bene sentientibus, proscriptae sunt. Libertates igitur, quas a Nobis minime laedendas fore speratis, ad privilegia referuntur, quibus ex ipsis legum ecclesiasticarum dispositione, vel ex summorum Pontificum munificentia perfruuntur Pagi vestri, quae Privilegia et probantur Nobis et intemerata servabuntur. Haec sibi privilegia demeruerunt Majores Vestri, quos glorioso Defensorum ecclesiasticae Libertatis titulo sedes apostolica haud insignivisset, nisi eam unice Libertatem strenue, invicteque tuiti essent, qua Christus Dominus ecclesiam suam indesinenter donatam voluit. In hac Libertate propugnanda Majorum vestrorum vestigia Vos esse diligenter, constanterque

praesuros non dubitamus. Quod ergo Litteris nostris Lutetiae Parisiorum datis die IX. Martii Anni 1805 ad totius Helvetiae Landammanum scripsimus, idem Vobis, dilecti filii, nunc respondemus, in tractando scilicet Helveticorum episcopatuum negotio, retinendas omnino leges esse ab ecclesia constitutas, quasque semper apostolica sedes in novis episcopatuum erectionibus servari praecepit. Quare latagite, ut in nova Dioecesi isthic constituenda praesto sint omnia, quae a sacris canonibus pie, prudenterque sancita sunt, quod litteris nostris die septima Octobris elapsi anni ad Vos datis jam Nos inculcasse meminimus. Ad Nos autem quod attinet, in agendo absolvendoque novi episcopatus negotio, ne quid contra privilegia vestra superius memorata attentetur, diligenter curabimus; quod dum Vobis indicimus, ut omnem hac super re sollicitudinem depenatis, plane jubemus. Si qua in tractationis cursu dubia suboriantur, eadem dispellet venerabilis Frater Fabritius, Archiepiscopus Beryti, noster et apostolicae sedis apud Vos ordinarius Nuntius, cui Nostros in re de qua agitur sensus jam aperuimus. Cum adeo propensam in Vos voluntatem perspiciatis, confidimus, dilecti Filii, Nos etiam charitati nostrae plane responsuros, effecturosque, ut ea, quae in nonnullis Pagis religioni et ecclesiae adversa reperiuntur, quaeque sublata vel per Nos, vel per Nuntium nostrum voce reprehendere, sicuti Ministerium nostrum postulat, non cessamus, sapientia ac pietate vestra denique removeantur. Firma hujusmodi spe freti, paterna Vos benevolentia, dilecti Filii, complectimur et apostolicam Vobis benedictionem peramanter impertimur. Datum *Romae* apud S. Mariam majorem sub Annulo Piscatoris die 19 Julii 1815 Pontificatus Nostri Anno Decimo sexto.

22.

Kreisschreiben von Schultheiß und täglichem Rath der Stadt und Republik Luzern, an die Regierungen der vom Bisthum Konstanz getrennten Kantone, d. d. Luzern 29. Wintermonat 1815.

Getreue, liebe Bunds- und Eidsgenossen!

Wenn Wir bis heute die Zusammenberufung einer katholischen Konferenz in Angelegenheiten eines zu begründenden neuen

Schweizerischen Bisthums ausgesetzt, zu deren Besuchung sich die hohen Diöcesanstände, schon in ihrem früheren, dieser Sache wegen gepflogenen Briefwechsel erklärt haben, so geschah es aus der Rücksicht, weil wir die endlichen häuslichen Einrichtungen in den Kantonen, als Folge in den ersten Tagen des Monats August statt gehabten Beschwörung des neuen eidgenössischen Bundes, und des ihm zum Grunde liegenden, constitutionellen Verbandes nicht unterbrechen wollten, und zugleich fühlten, wie willkommen jeder Kantons-Regierung, nachdem sie über die wichtigsten Interessen des gemeinsamen Vaterlandes und die inneren Verhältnisse der Kantone in eidgenössischer Berathung zwanzig Monate zugebracht, einiges Ausruhen vom ernstern und angestrengtern Geschäftsgange seyn dürfte. Wir benutzen hingegen diesen kleinen Zwischenraum, um, so viel möglich, den obwaltenden, wichtigen Diöcesan-Angelegenheiten jene Richtung zu geben, welche eine vereinfachte und gesicherte Behandlung derselben vorzubereiten und herbeyzuführen geeignet seyn dürfte.

Wenn Uns nicht gelungen ist, alle diesem Zwecke entgegenstehenden Hindernisse bis dahin aus dem Wege räumen zu können; so halten Wir Uns hingegen überzeugt, daß dieses für die vereinten löbl. Stände nicht unerreichbar seyn dürfte, und so finden wir auch den Augenblick gekommen, wo der Zusammentritt in eine katholische Konferenz nicht länger verschoben bleiben sollte.

In dieser Ueberzeugung, und um den hohen Kantons-Regierungen die erforderliche Zeit einzuräumen, damit Sie Ihre Ehrengesandtschaften mit den nöthigen Instructionen versehen können, erachten Wir den nächstkünftigen Monat Jänner als am geeignetsten zum Zusammentritt in eine solche Konferenz, deren Eröffnung in hier Wir zugleich auf den achten eben dieses Monats ansetzen.

Die Gegenstände, welche der Berathung der derselben beywohnenden Kantone unterliegen werden, ergeben sich zwar aus der Natur des Geschäftes selbst, über welches vorstehende Eröffnung gemacht wird. Inzwischen um die Vereinfachung desselben mehr zu vermöglichen, mag auch eine unvorgreifliche Angabe, wenigstens der Hauptgesichtspunkte darüber, nicht unschicklich seyn, die selbst von mehreren löbl. Kantonen für den Anlaß der Ausschreibung einer katholischen Konferenz bestimmt von Uns verlangt worden ist.

Nach den eigenen Vorerinnerungen schon, die Se. päpstl. Heiligkeit unterm 7. Weinmonat 1814 über die Gegenstände gemacht hat, welche für die Gründung eines Bisthums erforderlich sind, beziehen sich diese, theils auf die Aufstellung der oberen kirchlichen Diöcesan-Verwaltung, theils auf die Herbeyschaffung der hierfür bedürfenden Fonds, theils endlich auf die dazu benöthigten Gebäulichkeiten.

Wenn die erstere Abtheilung, nämlich die Diöcesan-Verwaltung, die Aufstellung eines Bischofs mit einem Domcapitel, die Anzahl der Domherren, nebst den erforderlichen Dignitarien, so wie die Anzahl der ihnen beyzugebenden Kapellane und die Festsetzung des Wahlrechts zu allen diesen geistlichen Stellen und Beamtungen, und endlich die Einrichtung eines Seminariums oder Priesterhauses in sich schließt, so hat es die Zwecke mit der Ausmittlung und Festsetzung des Gehalts für den Bischof und das gesammte Personal des Domcapitels, seiner Sicherung und ordentlichen Abreichung, mit der Fundirung des Seminars und mit Auffindung der nöthigen Fonds zur angemessnen Unterhaltung der Kathedral-Kirche zu thun, und die letzte Abtheilung endlich beschlägt die Kathedral-Kirche und die zu einem Domstift erforderlichen übrigen Gebäude und Wohnungen selbst.

Hiernächst folgt dann die Bestimmung des Bischofsitzes und seines Domcapitels.

Und da auch am 7. April dieses Jahres von Seite des Großherzoglichen Badischen bevollmächtigten Hrn. Ministers, bezüglich auf den zwischen der Schweizerischen Eidgenossenschaft und Churbaden abgeschlossnen Staatsvertrag vom 6. Hornung 1804, eine Verwahrung der Rechte seines Allerhöchsten Principalen eingelangt ist, die wir gleich am 17. darauf den hohen Diöcesan-Ständen mitgetheilt haben, so dürfte es nothwendig seyn, auch diesem Gegenstand, wenn er schon seither ohne weitere Folge geblieben ist, einige Aufmerksamkeit zu schenken.

Sonach bleibt aber den löbl. Ständen noch die wichtige Feststellung des Verhältnisses des neuen Bischofs zum Staat, den Kantons-Regierungen, sowol als zur Geistlichkeit feldst und so umgekehrt jenes des Bischofs zu beyden diesen übrig. Es dürfte aber den vereinten hohen Ständen in Ihrer Weisheit nicht schwer fallen, auch diese, sonst schwierige, Aufgabe aus dem auf Jahrhunderten beruhenden Staatsrechtlichen Besitzstande, zum Frommen und Trost des gemeinsamen Vaterlandes, zu lösen.

Dieser frohen Zuversicht Uns überlassend, freuen Wir Uns zum Voraus der Tage, in welchen Wir die Boten der hohen Diöcesan-Stände zur Konferenz in hier versammelt sehen werden, und haben anbey die Ehre Sie, nebst Uns, Gottes allmächtigem Schutze empfehlend, zugleich Unserer vollkommensten Hochachtung und treuen Ergebenheit zu versichern.

(Unterz.) Der Amtsschultheiß X. Keller.
Der Staatsunterschreiber Pfyffer von Heydegg.

23.

Konferenzgutachten über die Errichtung des neuen Schweizerischen Bisthums zu Handen der Regierungen der vormals Konstanzischen Bisthumskantone, abgefaßt zu Luzern im Januar 1816.

Bericht und Gutachten der von der hohen katholischen Konferenz ernannten Commission in den Personen Ihro Gnaden Hrn. Amtsschultheißen Rüttimann, Präsidenten der katholischen Konferenz, Herren Landammann Epp von Ury, Landammann Weber von Schwyz, Landammann und Pannerherr Zelger von Unterwalden, Staatssekelmeister Franz Bernard Meyer von Schauensee von Luzern.

In Folge erhaltenen Auftrags der hohen katholischen Konferenz versammelte sich die von Hochderselben ernannte engere Commission, unter dem Vorsitz Sr. Gnaden Hrn. Amtsschultheiß Rüttimann, um sich näher über die Erfordernisse eines zu errichtenden National-Bisthums zu berathen und gutächtlich jene Organisations-Gegenstände zusammen zu fassen, welche der innern Einrichtung desselben, der zu beobachtenden Oekonomie, und den allseitigen Verhältnissen der löbl. Stände entsprechen dürften.

Man erblickte zu diesem hin in dem Schreiben Sr. Päpstl. Heiligkeit Pius VII. vom 7. Weinmonat 1814 nicht blos die wohlwollendsten Gesinnungen Allerhöchstderselben gegen die katholische Schweiz, sondern auch, nach ausgesprochener Lostrennung vom Bisthum Konstanz, seine sorgfältigste Theilnahme für die Wiedererrichtung eines eigenen Bisthums, zu welchem Er gnädigst die Haupterfordernisse zu bezeichnen geruhen wollte.

Die Commission glaubte diese Angaben auffassen und sie

zum Leitfaden ihrer Untersuchungen ergreifen zu müssen. Die Begierde jede vorkommenden Anstände zu heben, und die ohnehin schwierigen Verwicklungen zu lösen, brachte die Ueberzeugung hervor, daß die Wiedervereinigung jener löbl. Stände, die unter dem Bisthum Konstanz gestanden sind, das Unternehmen der neuen Bisthums-Einrichtungen erleichtern und begünstigen würde.

Nähere Betrachtungen über die daraus sich ergebenden religiösen, politischen und ökonomischen Vortheile erhöhten die Wichtigkeit dieses Beysammenbleibens, wo hingegen bey Trennungen in mehrere kleine Bisthümer die Besorgniß entstehen müsste, daß abweichende geistliche Institutionen widersprechende bischöfliche Verfügungen hier strengere dort nachsichtigere Aufstellungen kirchlicher Anordnungen, Verwirrung in den religiösen Begriffen, Schwächung des Glaubens, Lähmung der moralischen Kraft bewirken dürften. Der Zusammenhang einer politischen Verbindung wäre gehoben und im gleichen Verhältniß könnten sich die Reibungen und Collisionen durch wechselseitige Eingriffe vermehren, die im engern Kreise durch Personal- oder Lokal-Verhältnisse einen größern Spielraum erhalten und dadurch selbst veranlaßt würden.

Die Schwierigkeit endlich, die erforderlichen Hülfsquellen aufzufinden, müsste gegen Vereinzelungen um so stärker warnen, da sie selbst auch für den größern Umfang Beschwerlichkeiten darbietet.

Diese Gründe bewogen die Commission ehrerbietigst anzutragen, daß die löbl. ehemalige Konstanzische Diocesanstände sich wieder in das neu zu errichtende Bisthum vereinigen möchten.

Die Commission trat nun in die nähere Entwicklung der Erfordernisse ein, die in dem oben berührten Schreiben Sr. päpstl. Heiligkeit bezeichnet sind, wobey ihre Untersuchungen auf folgende Gegenstände fielen.

1. Domkapitel. 2. Wahl des Bischofs. 3. Seminarium. 4. Gehalt des Bischofs und der Domherrn. 5. Bauten und Kosten des Gottesdienstes. 6. Wohnsitz des Bischofs und 7. Verhältniß zwischen Staat und Bischof und diesem und der Geistlichkeit.

1. Domkapitel.

In Hinsicht der Bildung des Domkapitels, seiner Dignitarien und der Ernennung derselben vereinigte sich die Commission zu folgendem Vorschlag:

1. Dem Bischof sollen 20 am Hauptsitz desselben ununterbrochen residierende Domherrn beygegeben werden.

2. Zehen beym Stift bey St. Leodegar im Hof in Luzern angestellte Chorherrn machen die Grundlage dieses Domkapitels aus, welchen von den übrigen löbl. ehemals konstanzischen Diocesan-Ständen zehen Domherrn beygeordnet werden; diese werden in Hinsicht der bundeswilligen Souverainitäts-Verhältnisse in Verbindung mit dem Betrag der katholischen Bevölkerung und der Rata an dem ihnen zukommenden Diöcesan-Fond, den wir an das neue Bisthum abgeben, auf folgende löbl. Stände vertheilt, als: Ury, Schwytz, Unterwalden, Glarus, Zug, Solothurn, Appenzell, St. Gallen, Argau und Thurgau, welche jeder bey dem Domkapitel einen Domherrn erhaltet.

Sollte der löbl. Stand Solothurn allfällig mit einem andern Bisthum vereinigt werden, so wird der ihm zugegebene Domherr den obenbenannten Neun löbl. Ständen zugetheilt, und von denselben je nach ihrer Rangordnung bey Erledigung dieser Stelle ernennt werden.

3. In diesem Domkapitel werden als Dignitarien aufgestellt ein Domprobst und ein Domdekan, wenn von geistlicher Seite oder den löbl. Ständen in der Folge nicht noch mehrere Dignitarien begehrt werden sollten, auf welche dann mittelbar die Stellen von Weihbischof, Generalvikar u. s. w. übertragen werden könnten.

4. Das Domkapitel soll in seinen kirchlichen Verrichtungen durch Aufstellung von einer verhältnißmäßigen Anzahl beyfründeter Kapellanen unterstützt werden, unter deren Anzahl ein Kapellmeister sich befinden sollte.

Den löbl. Diöcesan-Ständen ist überlassen, Kaplaney-Pfründen beym Domkapitel zu stiften und zu dotieren.

5. Die Ernennung der Domherrn und Kapellane geschieht durch die betreffenden Regierungen der löbl. Stände, denen sie zugetheilt wurden, und zwar nach Erledigung derselben innert 30 Tagen.

6. Es darf auf eine und die nämliche Person weder zwey Domherrn noch Kapellaney-Pfründen am Domstift und noch weniger eine der erstern und eine der letztern zugleich vereinigt werden.

2. Wahl des Bischofs.

Die Wichtigkeit dieser Wahl veranlasste die reifste Prüfung, um jene höhere Zwecke zu erreichen, die der fromme Sinn der Religion und der Verband, der zwischen der Kirche und dem Staate bestehen soll, gleich kräftig in Anspruch nimmt. Die Betrachtung der Resultate dieser oder jener Verfahrungsweise, die Erwägung der damit verbundenen und gewöhnlich angeregten Leidenschaften, die Rücksichten republikanischer Verfassungen und der Nothwendigkeit beym Abgang physischer Stärke, die Masse der moralischen Kräfte zu vermehren, um desto sicherer der Anforderung der gesetzlichen Ordnung und des fortdauernden innern Friedens zu entsprechen, haben in der Commission die einstimmige Ueberzeugung bewirkt, daß die Wahl des Bischofs durch die Regierungen der mit dem neuen Bisthum vereinigten löbl. Stände, welche beym Domkapitel Domherrn-Stellen erhalten haben, vorgenommen werden soll. Zu diesem hin wird vorgeschlagen:

1. Bey Erledigung der Bischofsstelle machen die Regierungen der betreffenden löbl. Stände, auf erhaltene Anzeige, einen einfachen Vorschlag aus der Mitte des Domkapitels, mit welchem Sie einen Deputirten nach Luzern abordnen, wo dann in einer förmlichen Konferenz diese Vorschläge eröffnet werden.

2. Sollte sich bey dieser Eröffnung keine Mehrheit von Zwey Drittel ergeben, so schreiten die Deputierte zur Wahl des Bischofs durch geheimes Scrutinium aus der Anzahl der in obigem §. vorgeschlagenen Kandidaten, bis die Ernennung durch die Stimmen-Mehrheit von Zwey Drittel der Kantone erfolgt seyn wird.

3. Das katholische Vorort Luzern soll sogleich nach der Erledigtfallung des bischöflichen Sitzes die betreffenden Regierungen von diesem Vorfall benachrichtigen, und die Konferenz nach diesem Bericht innert 40 Tagen zusammen berufen werden.

4. Die Ernennung des neuen Bischofs soll innert 14 Tagen Sr. päpstl. Heiligkeit zur Bestätigung oder Verwerfung angezeigt werden, wo Allerhöchstdesselben zu erfolgender Entscheid innert 6 Monaten erwartet werden darf.

3. Seminarium.

Da von Sr. päpstl. Heiligkeit die Errichtung eines Priesterhauses gefordert wird: so glaubte die Commission, daß der löbl. Stand Luzern sollte angesucht werden, für das Lokal und die innere Einrichtung des Seminariums zu sorgen, wogegen dann zu-

gestanden wird, daß durch die Mitwirkung der Alumnen, vermittelst der Abreichung eines mäßigen Kostgeldes, die Bestreitung der Haushaltung und der damit verbundenen Dependenzien erleichtert werden. Das Seminarium hingegen steht unter der Oberaufsicht des Bischofs.

4. Gehalt des Bischofs und der Domherrn.

Die Commission, in Auswerfung des Gehalts des Bischofs und der Domherrn, mußte sich nach den Hülfsquellen beschränken, die ihr dargelegt wurden. Sie hat dieselben einzig in dem Fond auffinden können, welcher bey der Uebereinkunft mit dem Großherzogthum Baden vom 6. Hornung 1804. für die Diocesan-Kantone ist ausgemittelt worden. Schonende Rücksichten geboten ihr, die löbl. Stände nicht mit neuen Lasten zu bedrücken, die den Erfolg der Errichtung des Bisthums erschweren würden, noch Opfer für das Mehrere zu fordern, wo für den Anstand in republikanischer Bescheidenheit gesorgt werden kann.

In der Verwendung dieses Fonds trat auch die Unterscheidung ein, die sich aus dem Grundsatz ergab, durch welchen das Neue an das schon Bestehende angeschlossen wird. Hier ist das Collegiatstift schon als fundiert zu betrachten, für welches die Diocesan-Stände keine fernere Vorsorge zu nehmen haben, dort hingegen sind Vortheile auch den übrigen löbl. Ständen eingeräumt worden, deren Erreichung aber Anstrengungen erfordern würden, die durch das Mißverhältniß in Bevölkerung und Hülfsquellen die Kräfte des einen und andern löbl. Standes übersteigen dürften. Die Commission daher schlägt vor, die Gehalte des Bischofs und der 10 Domherrn, die, in Folge §. 2. unter dem Artikel Domkapitel, auf die Diocesan-Kantone vertheilt werden, auf folgende Art zu bestimmen:

1. Für den Bischof . . . . Florin 5000.
2. Für einen der obenbezeichneten Domherrn fl. 1000.
3. Zur Deckung dieser jährlichen Ausgabe von 15000 fl. ist der durch die mit dem Großherzogthum Baden ausgemittelte Fond von fl. 300,000 angewiesen; so wie die Epoche eintritt, wo die Verfügung über denselben den löbl. Ständen des Gänzlichen anheim fallen wird.

5. Bauten und Kosten des Gottesdienstes.

Bey der Berathung über diesen Gegenstand erfordert die Billigkeit, das Besondere von dem Allgemeinen, und das schon

Vorhandene von dem Neuaufzuführenden gehörig zu trennen. Der Regierung von Luzern dürfte daher nicht unbescheiden zugemuthet werden, sich zu verwenden, daß die Stiftskirche bey St. Leodegar zu den Gottesdienstlichen Verrichtungen des Bischofs und des Domkapitels, als Domkirche, eingeräumt werden möchte. Hingegen aber würden auch die löbl. Stände es ganz der Sache angemessen finden, daß sie für das Gebäude des Bischofs, als eine auf dem ganzen Bisthum haftende Last, zusammenhaft, und jeder dann insbesondere für die Wohnung des von ihm zu ernennenden Domherrn die erforderliche Vorsorge nehmen würden. Der jährliche Unterhalt solcher Gebäude oder Wohnungen aber wäre unmittelbar denjenigen zu überbinden, welche sie bewohnen oder benutzen würden.

In Hinsicht der Kosten des Gottesdienstes möchte der gegenwärtig schon für denselben bestehende Fond der Stiftskirche bey St. Leodegar dazu verwendet werden.

Die durch die veränderten Einrichtungen vermehrten Kosten aber, die derselbe nicht zu bestreiten vermöchte, sollen von der fabrica ecclesiae abgereicht werden, in welche die Carenzjahre abgestorbener Domherrn fließen würden.

6. Wohnsitz des Bischofs.

Die Commission schlägt die Stadt Luzern zum Wohnsitz des Bischofs vor.

Bey der Darstellung und Entwicklung dieser verschiedenen Gegenstände ist es der Commission äußerst erfreulich, die Anzeige machen zu können, daß diese Vorschläge ganz mit den Ansichten Sr. Exzellenz des Herrn päpstl. Nuntius übereinstimmen, an welchen Ihro Gnaden Hrn. Amtsschultheiß und Präsident Rüttimann Mgghrn. Hrn. Landammann Epp und Landammann Weber von der Commission aus, zu einer vertraulichen Unterredung abgeordnet wurden, in Folge welcher Hochdieselben nicht nur auf das Freundschaftlichste empfangen wurden, sondern auch neue Beweise seiner wohlwollenden Gesinnungen und der lebhaften Theilnahme erhalten haben, die Se. Excellenz fortdauernd an dem Erfolg dieser Angelegenheit nehmen. Wobey nicht unbemerkt gelassen werden darf, daß dessen einsichtsvolle und reiferwogene Bemerkungen wesentlich beytrugen, jedes Schwankende in den Begriffen zu verscheuen, und beruhigende Ueberzeugung zu

bewirken, so daß dieser Einklang Bürge eines gleich guten Fortgangs dieses Geschäfts seyn kann.

7. Verhältnisse zwischen Staat und Bischof, und diesem zur Geistlichkeit.

Es lag der Commission nun noch ob, die Verhältnisse, die zwischen dem Staat und dem neuen Bischof so wie zwischen diesem und der Geistlichkeit bestehen sollen, in die sorgfältigste Berathung zu ziehen.

Sie prüfte jene, die früherhin unter den Bischöfen von Konstanz bestanden haben, nicht in abstrakten Untersuchungen, sondern nach den Erscheinungen ihrer Wirkungen und es ergab sich das genügende Resultat, daß seit Jahrhunderten dieser Theil der katholischen Schweiz Beweise seiner Anhänglichkeit an Religion gab; daß unsere Väter sich durch fromme Sitten, und unbescholtenen Glauben auszeichneten; daß Stürme und Beyspiele der Verirrungen sie nicht erschütterten, und daß selbst in Unsern Zeiten, die Staat und Religion umwälzten, unter allen Drangsalen, denen beyde ausgesetzt waren, diese sich doch noch rein erhielt und sich in der Masse des Volks durch feste Treue und die Heiligkeit des Eids in den letzten Tagen erprobte. Der Staat hatte seinen Stützpunkt und der Friede der Kirche seine sichere Stätte. Im Laufe von Jahrhunderten sind die Differenzien gehoben und alle Anstände ausgemittelt worden. Keine Klage wird darüber von einer Seite geführt. Die Kirche und der Staat bewegen sich in ihren eigenen Bahnen und vereinigen sich um ihr wechselseitiges Ansehen zu unterstützen und die Beglückung des Volks zu befördern. Die Geistlichkeit fand Schutz beym Bischof und fand ihn bey der Regierung unter Gesetzen, die durch ihre Gerechtigkeit und den Geist der Mäßigung Achtung und Gehorsam gebieten. Es ist kein Grund vorhanden, Abänderungen zu verlangen und Neuerungen zu suchen, deren Wirkungen immer unbekannt sind, und es ist kein Grund der Besorgnisse vorhanden, daß die katholische Schweiz in den bisher bestandenen Verhältnissen beeinträchtiget werden könne, deren Wirkungen sich bewährt zeigen.

Da die Commission nunmehr glaubte, sich pflichtgetreu der Aufgabe entledigt zu haben, die ihr von der hohen katholischen Konferenz aufgetragen wurde, so konnte sie nicht umhin, einen Blick auf die vielfältigen Bemühungen des Hrn. apostolischen General-Vicarius Probst Göldlin von Tiefenau in Bero-

Mün-

Münster zuwerfen, deren es sich in den Verrichtungen der ihm übertragenen Stelle gegen die Diocesan-Kantone verdient gemacht hat, und den Wunsch zu äußern, daß die hohe Konferenz demselben ein Zeichen ihrer Erkenntlichkeit möchte zugehen lassen; mit welchem der Antrag verbunden wird, daß die löbl. Stände auf Mittel bedacht seyn möchten, demselben für die mit großen Kosten und Auslagen verbundene Mühewalt in einigen disponiblen Geldern, vom Diocesan-Fond herrührend, eine etwanige Unterstützung zukommen zu lassen.

Um endlich nachtheilige Zögerungen, die die Beseitigung der so wichtigen Diocesan-Angelegenheit aufhalten würden, zu vermeiden, trägt die Commission noch an, die löbl. Diocesan-Stände dringendst zu vermögen, ihre Entschließungen sowol über diese Angelegenheit, so wie dann auch über den Entschädigungsvorschlag für Hrn. General-Vicar Probst Göldlin von Tiefenau, bis spätestens Ende nächstem Juny dem katholischen Vorort Luzern abzugeben, welches dann nach Erforderniß wieder eine katholische Conferenz noch im Laufe dieses Jahrs in Luzern zusammenberufen soll, um dann jene definitiven Maßnahmen zu ergreifen, die zur Beseitigung und Invollziehungssetzung der endlichen Beschlüsse erforderlich seyn dürften.

Der Wohlgeborne Hochgeachte Herr Landammann Weber von Schwyz erneuerte bey Beendigung der Kommissional-Sitzung die bey Anhebung derselben gemachte Erklärung, daß er durch seine Instruktionen gebunden, als Gesandter seines löbl. Standes, an dieser Berathung keinen Antheil habe nehmen können, und einzig verpflichtet sey, anzuhören und zu referiren.

Luzern
den 15 Jänner 1816.

Im Namen der Commission der Präsident Vinzenz Rüttimann Amtsschultheiß, der Referent derselben F. B. Meyer von Schauensee.

24.

Vorschlag für die Herstellung des Bisthums Basel von dem Nuntius des römischen Hofes, im Einverständniß mit der Regierung des Kantons Solothurn entworfen.

De conservatione Episcopatus Basileensis.

1. Episcopatus Basileensis conservabitur.
2. Episcopatus hic comprehendit modo Cantonem Solodora-

num, ditionem Bruntrutanam in Cantone Bernensi, portionem illam dioecesis Constantiensis in eodem Bernae Cantone, regionem Frichtallensem in Cantone Argoviensi, integrum cantonem Basileensem: in posterum admittentur et Cantones, qui unionem hanc postulabunt.

3. Sedes ordinaria Episcopi transferetur Solodorum.

4. Ecclesia cathedralis erit ecclesia S. S. Ursi et Victoris Solodori, retento antiquissimo titulo, Episcopatus *Solodorano Basileensis*: conservantur in eadem ecclesia jura Soloduranae communitatis in casu, quo episcopatus et capitulum cathedrale evanescerent.

5. Capitulum Collegiatae Solodori induet vestem capituli cathedralis, servatis tamen hodiernis constitutionibus, cum onere autem inserviendi Episcopo, more canonicorum aliarum cathedralium. Circa nominationem ad praebendas, circa jura, bona, praerogativas, obligationes, aliaque hujusmodi, mos hucusque usitatus servabitur. Capitulum constat una dignitate, quae est praeposituralis, decem canonicis et quatuordecim sacellanis. Huic capitulo tamen uniuntur canonici cathedralis Basileensis, et contra non advenientes et non residentes, post indictam hujus unionis notificationem procedetur, sine mora, ad sacri tramites juris. Relinquitur arbitrio aliorum cantonum dioecesanorum, vel uniendorum, erigere alias quatuor praebendas canonicales: admitti etiam poterunt canonici extra residentales.

6. Fabrica ecclesiae manutenebitur a cantonibus dioecesanis, et ad hoc statutum summa centum Ludovicorum aureorum. Pro expensis Ministrorum, suppellectilium, aliarumque rerum quae ad cultum sunt necessariae, convenient cantones dioecesani.

7. Seminarium episcopale erit in ordinaria residentia episcopi: assignatur pro hoc seminario portio aedificii nuncupati Legatio olim gallica. Dotatio hujus Seminarii fiet a respectivis Cantonibus dioecesanis hoc pacto: videlicet praeter thalerum unum gallicum persolvendum pro qualibet hebdomada a quolibet alumno dioecesano, reliquam necessariam summam persolvent Gubernia, donec idem Seminarium sufficientem habuerit dotationem: in eodem jurisdictio, juxta ecclesiae leges, conservabitur Episcopo.

8. Palatium Episcopale erit portio conveniens praedicti aedificii legationis quondam gallicae et manutenebitur a Gubernio.

9. Episcopus in libere pascendo gregem gaudebit plenitudine suae jurisdictionis spiritualis circa clericos et res mere ecclesiasticas.

10. Episcopus in rebus ad suum spirituale Ministerium spectantibus, absque impedimento, suas habebit relationes; verum si ipsius edicta sint promulganda, praevio, opportuno tempore, debet, in observantiam laicae potestatis, eorumdem exemplar ad illam transmittere.

11. Dotatio Episcopatus ad minimum erit in octo mille libris helveticis annui reditus: Dotatio haec debet esse in fundis securis et episcopo assignandis, qui nulla gravabuntur impositione.

12. Capitulum Solodoranum-Basileense utpote constans et antiquis canonicis Basileensibus, et Basileense capitulum repraesentans, gaudebit antiquissimo jure eligendi Episcopum: quoad Processum vero et essentialem a summo Pontifice institutionem, servabitur quod hucusque gestum fuit, habita tamen ratione imminutionis redituum.

Lucernae die 18 Januarii 1816.

9.

Verhandlungen des Wiener Congresses über die Schweizer-Angelegenheiten.

I.

Premier Protocole du Comité pour les affaires de Suisse. Vienne le 14 Novembre 1814.

Les plénipotentiaires des Puissances intervenantes dans les affaires de la *Suisse* se sont réunis le 14 Novembre.

On a mis en délibération la question sur la *réclamation territoriale du canton de Berne*. Les plénipotentiaires d'*Autriche*, ainsi que celui de *Prusse*, ont donné chacun leur opinion par écrit. Lord *Stewart* et le plénipotentiaire de *Russie* ont promis de donner la leur à la première séance. On est convenu d'inviter la députation helvétique à exposer au comité l'objet de leur mission et de se rendre, à cet effet, à la première seance des plénipotentiaires des Puissances intervenantes.

Sur quoi, on a terminé ce protocole, et il a été signé par les plénipotentiaires.

Signé : *Humboldt.*
Stratfort-Canning.
Wessenberg.
Stewart.
De Stein.
Le Comte *Capo d'Istria.*

No. 1. *Opinion du Plénipotenitiaire d'Autriche.*

Les puissances intervenantes ont reconnu la nécessite de la conservation et de l'intégrité des 19 cantons, et ont manifesté leurs intentions à cet égard, dans la note qui a été adressée par leurs plénipotentiaires au président de la diète en date du 20 mai de cette année. En conséquence de cette déclaration, je crois que les Puissances intervenantes se trouvent engagées à maintenir l'*existence politique des* 19 *cantons.*

Quant aux *reclamations territoriales* du *canton de Berne*, elles méritent sans doute une attention toute particulière, et vu leur connexion avec la tranquillité intérieure de la Suisse, les Puissances intervenantes ont un grand interêt à chercher un moyen de contenter les Bernois, sans blesser les intérêts des autres cantons. L'intégrité des 19 cantons s'oppose à ce que les Puissances puissent appuyer le canton de *Berne* dans ses prétentions sur le *Pays de Vaud* et sur l'*Argovie*. Je ne dis par qu'un arrangement à l'amiable soit contraire à ce principe, s'il ne s'agit que de la cession d'un petit district ou d'une population de quelques mille ames; mais les puissances ne pourroient jamais prêter la main à une séparation de territoire, qui porteroit atteinte à l'existence politique de l'un de ces cantons.

Il leur reste d'essayer à parvenir au but proposé, moyennant l'offre d'*une partie de l'évêché de Bâle*, dont elles peuvent disposer comme d'une conquête, et j'ose croire, que le gouvernement de *Berne*, en voyant les puissances intervenantes tenir absolument le même langage à ce sujet, se prêtera beaucoup plus facilement à un arrangement raisonnable qu'il ne l'a fait jusqu'à présent.

Signé : *Wessenberg.*

No. 2. *Opinion du Plénipotentiaire de Prusse.*

Ayant pris encore une fois en mûre considération les ques-

tions qui ont été élevées dans la dernière conférence sur les réclamations territoriales de quelques cantons, et ayant consulté là-dessus les intentions de ma cour, je suis autorisé à déclarer, que le cabinet prussien est d'opinion, que la conservation des 19 cantons doit être la base du travail du Comité, et que par conséquent, il doit soigneusement s'abstenir de toute proposition d'une cession de territoire de leur part, qui put porter atteinte à leur existence politique.

Mais d'un autre côté il est également convenable, de ne proposer qu'un arrangement qui puisse être accepté par les différens partis, pour établir en *Suisse* un état de possession basé sur un consentement mutuel, et non pas sur une possession de fait, ou de droit mis en contestation. Cela est d'autant plus nécessaire, que la situation des quatre puissances alliées leur rendroit également difficile et pénible de faire adopter leur décision par la force.

Si, pour arriver à ce but, on jugeoit à propos de proposer à tel nouveau canton une cession d'une portion de son territoire qui évidemment ne nuiroit pas à son existence politique et à son indépendance, un tel arrangement ne dérogeroit non-seulement pas au prémier principe, mais pourroit être utile sous tous les rapports.

En appliquant ceci à la demande du canton de *Berne*, de ravoir l'*Argovie bernoise*, il est évident, que le Comité doit s'opposer à la cession de cette partie du canton de l'*Argovie*, entiérement nécessaire à son existence politique, et qu'il ne sauroit consentir non plus à celle d'une partie considérable de ce district. Il pourroit tout au plus prêter les mains à la réunion de petites portions, si elle étoit appuyée par des motifs particuliers et puissans, et quelle devînt la condition *sine qua non* d'un consentement spontané du gouvernement de *Berne* à cet arrangement.

Mais comme ceci n'est pas à prévoir, et qu'il ne faut pas sans les plus puissans motifs, s'écarter du principe, mais au contraire soutenir, autant que possible, non-seulement l'intégrité politique, mais même l'intégrité absolue des cantons, je suis d'avis qu'il faut proposer, pour le moment, simplement à *Berne*, une grande partie de l'*Evêché de Basle* à la place de ce qu'il réclame de l'*Argovie*, évitant encore soigneusement de donner à cette affaire le mot d'indemnité, et réserver tout au

plus à la suite de la négociation, la cession d'une partie quelconque du territoire réclamé.

Vienne, le 14 Nov. 1814. Signé: *Humboldt.*

II.

Second Protocole. Vienne le 15. Nov. 1814.

Lord *Stewart* a donné lecture de son opinion sur la question territoriale, relative aux prétentions de Berne. Le plénipotentiaire de *Russie* articulera la sienne par écrit dans la prochaine séance.

La *Légation Suisse* a été introduite. Le plénipotentiaire d'*Autriche* l'invita à exposer l'objet de sa mission. Mr. *de Reinhard*, président de cette légation, prit la parole. Il déclara que la *nation suisse* avoit chargé la légation:

1. De témoigner aux hautes Puissances la reconnoissance dont elle était pénétrée, pour l'intérêt bienveillant qu'elles lui accordoient;

2. de demander la reconnoissance solemnelle de la liberté et de l'indépendance de cet état, et de l'insertion de l'acte qui serviroit à la constater dans l'instrument de la pacification générale de l'Europe;

3. de demander, que toutes les Puissances participant au congrès reconnoissent également la neutralité de la *Suisse*;

4. qu'en conséquence ses frontières militaires soient restituées à cet état, avec les améliorations propres à les rendre respectables.

Dans l'énumération de ces démandes, et pour en justifier l'équité, Mr. *Reinhard* joignait l'apperçu de la situation intérieure de la *Suisse*, les questions qui la divisent, et le mode arrêté par la diète, pour les décider. Dans son particulier, ce magistrat énonce l'opininon, que l'intervention des puissances pour la décision de ces questions, est de toute nécessité, la *Suisse* ne pouvant elle-même prononcer sur ces différendes, sans l'exposer à la guerre civile. En finissant son discours, Mr. *de Reinhard* prie ses collègues d'ajouter ce qu'ils croient nécessaire à cette communication.

Le second député suisse, Mr. *de Montenach*, en se conformant au préopinant, quant à l'objet de sa mission, ne sauroit cependant partager son opinion, relativement aux questi-

ons qui divisent la Suisse. Il croit que la Suisse peut et doit s'en occuper elle-même, indépendamment de toute intervention étrangère. Mr. *de Wieland*, en ajoutant quelques observations plus particulières, adhère en tout à l'opinion de Mr. *de Reinhard*, tant pour ce qui concerne l'objet de leur mission, que relativement aux questions territoriales.

Le plénipotentiaire d'*Autriche*, en réitérant à la légation les assurances de la bienveillance dont les puissances intervenantes sont animées pour la Suisse, ainsi que de l'intérêt qu'elles prennent à sa prospérité et à son repos, dit aux députés, qu'après avoir mûrement pésé les observations qu'ils venoient de faire, on les inviteroit à donner des éclaircissiments ultérieurs.

Les plénipotentiaires de *Russie* et de *Prusse* ont témoigné le désir, que le député Mr. *de Montenach*, fût engagé à proposer les moyens qu'il croyoit propres à terminer les discussions territoriales qui divisoient la *Suisse*, sans l'accession d'une intervention étrangère. Ce député, en réponse, se borna à proposer comme moyen efficace, celui que leurs ancêtres employoient en pareil cas, savoir: la voie de l'arbitrage. Mr. *de Reinhard* ayant détaillé de certaines circonstances, qui rendoient l'arbitrage impraticable à présent, Mr. *de Montenach* s'est déclaré dans la conviction, que les hautes Puissances pourroient facilement y engager les partis, si elles énonçoient leur opinion à cet effet et en recommandant l'acceptation. Il avoua en même tems, que ceci seroit un peu contre le principe d'honneur national, qu'il venoit de mettre en avant.

Après quoi, la *légation Suisse* s'est retirée. MM. de *Canning* et *Capo d'Istria* portèrent à la connoissance du comité un projet de note à adresser par ces ministres à la Diète, dans la vue de maintenir la tranquillité en *Suisse*, durant le tems qu'on s'occupera à *Vienne* des affaires intérieures de cet état.

Ce projet a été approuvé. Le plénipotentiaire d'*Autriche* s'est chargé de le faire connoître à son cabinet, afin que des ordres conformes à sa teneur soient donnés au baron *de Schraut*. Le Comité a décidé d'inviter pour la séance de jeudi prochain 17 du courant, le député de *Berne*.

Sur quoi on a terminé le protocole de la séance précédente et il a été signé par les membres du Comité.

Signé: *Stewart.*
De Stein.
Humboldt.
Wessenberg.
Le Comte *Capo-d'Istria.*
Stratford. Canning.

No. 1. *Opinion du Plénipotentiaire d'Angleterre.*

Il parait qu'il n'y a que deux manières de terminer les diffirends territoriaux de la *Suisse*, c'est-à-dire ou par un arbitrage amilcal et volontaire, ou par une intervention d'autorité de la part des Puissances principales de l'Europe.

La première, si on peut encore y parvenir, même par les instances pressantes des dites Puissances, aura de grands avantages, parce qu'on est préalablement engagé par la nature même de ce moyen à se soumettre à une décision subséquente et qu'on écarte par-là l'inconvenient des protestations.

Si les cantons pouvaient effectuer cet arbitrage ceux-mêmes entr'eux, ce serait autant de gagné; mais s'ils ne le peuvent pas en les engageant à soumettre volontairement la question à la décision des Puissances européennes appelées à reconnoitre la neutralité de la *Suisse*, on rendroit une telle decision infiniment plus conforme à la position dans laquelle il est à désirer que les partis soient placés l'un vis-à-vis de l'autre.

Cependant si cela doit être envisagé comme impossible, si les dites Puissances se trouvent obligées d'intervenir *ex necessitate rei*, et si les suisses eux-mêmes désirent, quoiqu'ils ne voudroient pas demander cette intervention, il ne reste que des difficultés à choisir, et la seule question seroit, de quelle manière on pourroit faire actuellement un arrangement en risquant le moins possible la tranquillité publique, soit à présent, soit à l'avenir: cet arrangement, pour être efficace, doit être unanime, s'il est possible, de la part des puissances intervenantes; il doit paroître conforme, autant que possible, à toutes les déclarations antérieures de leur part; enfin, il doit être de nature à déranger aussi peu que possible l'état de possession qui subsiste depuis plusieurs années, et que les puissances alliées, quelque soit la justice ou l'injustice de son origine, ne

sont pas en droit de changer et de façonner en conquérans, vu que leurs armées sont entrées en *Suisse* comme amis à la suite d'une déclaration qui reconnoissoit sa neutralité; par conséquent, leur droit d'intervention doit être étroitement borné à la nécessité de cas.

Dans l'application de ces principes, je suis d'opinion, qu'on doit faire pour *Berne* tout ce que les alliés peuvent entreprendre avec justice. Les souffrances et les pertes essuyées par ce canton, son caractère de bonne administration établi depuis long-tems pour le véritable bonheur de ses ressortissans, ainsi que le poids dont il jouit nécessairement dans la confédération générale en font un devoir principal.

Cependant vu tout ce qui s'est passé, et l'intervalle qui s'est écoulé depuis la spoliation de ce canton, je ne suis pas d'avis, qu'on puisse admettre en sa faveur le principe d'indemnité jusqu'au point de porter atteinte à celui de l'intégrité territoriale des 19 cantons subsistans.

Si on peut trouver un principe de justice, d'après lequel on pourroit rendre à Berne *toute l'Argovie bernoise*, je vois de grandes difficultés à recourir au terme moyen de partager substantiellement le territoire réclamé d'après le principe d'indemnité, vu les déclarations déjà faites de conserver l'intégrité des cantons subsistans. Mon opinion s'accorde à cet égard avec celles de l'*Autriche* et de la *Prusse*, sans exclure pourtant de certaines modifications de frontière, fondées en principe sur la convenance de *Berne*.

Or, je suis d'avis que si l'arbitrage comme ci-dessus paraît impraticable, on doit entamer une négociation avec *Berne*, basée sur le principe déjà énoncé, c'est à dire, que les Puissances intervenantes n'envisagent pas l'*Argovie bernoise* comme un moyen d'indemnité dont elles sont à même de disposer, que les dites Puissances doivent déclarer leur désir d'employer tous les moyens à leur disposition, pour donner des compensations à *Berne* et pour soutenir l'importance de ce canton dans la confédération, et qu'elles doivent engager le gouvernement bernois à accepter pour la tranquillité publique le maximum de ce qu'ils ont à lui offrir et à s'y prêter sans protestation.

Si une légère modification de la frontière argovienne pouvoit décider *Berne* à accepter une offre qu'elle refuseroit autrement, je suis d'avis qu'on devroit insister sur un tel arrange-

ment en sa faveur, sans toutefois qu'il fasse part de la première proposition. Si *Berne* ne vouloit point accéder à un tel arrangement, mais qu'elle aime mieux se soumettre avec réservation de ses prétentions, que d'accepter explicitement, il sera nécessaire de revenir sur l'examen de la question, et dans ce cas là les Puissances intervenantes auroient à peser de quelle manière elles pourroient employer leur autorité générale, ainsi que les moyens, soit territoriaux soit pécuniaires, restés à leur disposition, afin de mettre l'Europe à l'abri des maux qui pourroient résulter du déréglement des affaires en *Suisse*.

Vienne le 16 Nov. 1814.

Signé: *Stewart.*

No. 2. *Opinion du Plénipotentiaire de Russie.*

Les agitations de la *Suisse* ont été la suite de la réaction de l'esprit d'indépendance et d'égalité contre les institutions aristocratiques de monopole et de sujétion, rapports qui blessoient l'amour propre et l'interêt de la majorité et entrainoient des abus. Ces agitations se manifestèrent bien avant la révolution française; mais celle-ci donna à leurs principes toute la force et l'etendue que l'exemple d'une grande nation exaltée et conquérante peut produire. Elle prépara les opinions à un grand changement et monta les passions au plus haut degré d'effervescence. Une armée étrangère, invitée par des mécontens, renversa l'ancien ordre de choses et substitua à une fédération de républiques, la république une et indivisible, institution si contraire à la volonté générale, qu'elle ne dura qu'autant que la force étrangère l'appuya et s'écroula au moment où celle-ci fut éloignée. L'acte de médiation y succéda. Il rétablit les institutions cantonales, avec une organisation intérieure plus conforme aux vues et aux sentimens de chaque population locale. Un lien fédéral unissoit ces institutions. A l'entrée des Puissances alliées en décembre 1813 l'acte de médiation fut aboli par la diète le 29. décembre, et on s'occupa d'un nouveau pacte constitutionnel que la députation suisse vient de présenter le 15. novembre en demandant que les hautes Puissances alliées reconnoissent l'indépendance et la neutralité de la *Suisse* et lui restituent ses anciennes frontières, et en s'offrant de donner les informations nécessaires au sujet des questions qui agitent l'interieur de la *Suisse*, sans cepen-

dant demander l'intervention et la décision des Puissances étrangères, quoiqu'elle parût nécessaire à Messieurs *Reinhard* et *Wieland* et superflue à Mr. *de Montenach*, qui considérait le mode d'arbitrage de l'ancienne suisse, partagée en 13 cantons, comme applicable à un ordre de choses qui se forme de 22 ou de 19.

Telle est la situation générale de l'affaire dont le Comité s'occupe. Elle présente à sa discussion des questions de droit, et des questions de politique ou de convenance. La plus importante des premières est celle sur la validité de l'acte de médiation, et sur les droits qui en résultent pour les intéressés.

L'acte de médiation ne peut pas être considéré comme originairement et essentiellement nul. Il a été fait sous une influence prépondérante mais point d'une nature qui rende le consentement des députés qui l'ont signé, des gouvernemens qui l'ont accepté, illusoire. Il a été fait par le médiateur, avec connoissance des intérêts de la *Suisse*. Son influence a été, de l'aveu de la presque totalité des habitans, bienfaisante pour la nation et il a eu force de loi pendant onze années.

Si l'acte de médiation n'a point été nul dans son origine, où est le titre sur lequel se fondent ceux qui réclament les constitutions aristocratiques, les monopoles, la sujétion de leurs compatriotes? Il est vrai, l'acte de médiation a été aboli par la déclaration de la diète du 29. décembre. Mais certainement point avec un effet rétroactif et illimité; elle conservait bien au contraire expressément les cantons existans.

Les puissances étrangères invitèrent ces mêmes cantons à faire une constitution (3. janvier), et énoncèrent plus tard leur volonté (mars) de conserver l'intégrité absolue des cantons. Les droits des réclamans ne sont donc fondés ni sur la nullité absolue et originaire de l'acte de médiation, ni sur son abolition illimitée, ni sur la volonté des puissances. *Berne* et les cantons réclamans n'ayant point pris part à la guerre, il ne peut être question du *jure postliminii*.

Quoiqu'il nous paroisse prouvé que les réclamations des Bernois sur l'*Argovie*, ne se fondent sur aucun titre, nous n'en sommes pas moins de l'opinion, qu'il faut s'occuper des moyens de détruire les principes de fermentation qui se conserveroient, en ne satisfaisant qu'un parti.

Il est question de proposer comme moyen de conciliation la *réunion de l'évêché de Basle au canton de Berne*, et même de faire de la *cession d'une portion de l'Argovie*, un objet de négociation.

Rien n'empêchera de disposer de *l'évêché de Basle* au canton de *Berne*; mais quant à la cession de l'*Argovie* elle présente de plus grandes difficultés; celle, d'être en contradiction avec la déclaration des puissances (mars) et de demander le consentement de l'*Argovie*. La situation présente de la *Suisse* nous paroît, en général, exiger plus de ménagement des nouveaux cantons, que des cantons aristocratiques. Ils forment la moitié de la population de la *Suisse*; une grande union subsiste entr'eux et leur intérieur, tandis que celui de leurs adversaires est agité et que la tranquillité n'y peut être conservée que par des moyens répressifs et odieux.

Ce ne sera donc qu'à la dernière extrémité et de la manière la plus restreinte, quant à l'étendue de territoire et aux formes de l'union, que d'après notre opinion, on pourra et devra traiter sur la cession d'une portion de l'*Argovie*.

Il reste un objet important de discussion pour le Comité, c'est celui de se réunir sur le *mode d'intervention* des Puissances étrangères dans les affaires de la *Suisse*. On a proposé l'arbitrage pur et simple des cantons, ou l'arbitrage, d'après des principes regulateurs, fixés par les Puissances; ou

la décision par les Puissances, dans une forme qui ménageroit l'amour propre national, c. a. d. que les Puissances énonceroient leurs volontés et attacheroient leur reconnoissance de l'indépendance et de la neutralité à l'assentiment des Suisses.

Les passions sont irritées, les esprits aigris en *Suisse*, l'universalité des interêts froissée, ceux de quelques cantons blessés. Où trouver des arbitres impartiaux, des moyens d'execution? Comment peut-on s'attendre au respect pour l'arbitrage dans de telles circonstances? L'acte fédéral organise un arbitrage pour des contestations entre les cantons, mais excepte, dans l'acte de la ratification, les questions territoriales, en statuant de ne point vouloir les soumettre à l'arbitrage constitué. Les rédacteurs de l'acte fédéral ont senti la faiblesse de cette institution et l'impossibilité de l'appliquer aux contestations présentes. MM. *Reinhard* et *Wieland* ont émis la même opinion,

en en développant les motifs, et je ne puis que déférer à une autorité aussi respectable qu'est celle de l'acte fédéral même, et de deux hommes qui occupent des places considérables dans leur république.

L'arbitrage limité par des principes fixés par les puissances auroit les mêmes inconvéniens que l'arbitrage pur. Il seroit impossible de trouver des arbitres impartiaux. On ne pourroit point s'attendre à la soumission de la part des partis qui se croiroient lésés, et on blesseroit également l'amour propre national, par l'intervention étrangère.

Il ne reste donc qu'à adopter le mode, que les Puissances énoncent leur volonté sur les contestations suisses, et attachant à l'assentiment des Suisses la réconnoissance de leur indépendance et de leur neutralité.

Vienne, le 16. novembre 1814.

Signé: Le Baron *de Stein.*
Le Comte *Capo d'Istria.*

III.

Protocole de la Séance du 30. *Novembre* 1814.

Le ministre de *Prusse*, Mr. le baron *de Humboldt*, ouvre la séance en communiquant à S. E. Mr. le Duc *de Dalberg* la conférence que le Comité a eue avec la *legation suisse*, relativement à l'objet de sa mission et aux différends qui divisent les états de la confédération. Cette information, dont la teneur est consignée dans le protocole des séances précédentes, sera remise en copie à Mr. le duc *de Dalberg*.

Mr. *de Zerleder*, Député de Berne, est introduit; Mr. le baron *de Wessenberg* l'invite au nom du comité, à faire l'exposé des pretentions du canton qu'il représente, afin de déterminer le mode d'intervention que pourraient adopter les Puissances médiatrices, pour lui être utiles.

Le député de *Berne* fait la lecture d'un mémoire sur les réclamations territoriales. Il en met une copie à la disposition du Comité, mais sans l'ordre de son gouvernement.

Après la lecture de cette pièce, Mr. *de Wessenberg* lui répond, qu'elle sera soumise par les membres du comité à leurs gouvernemens respectifs, qui ne visent, ajoutent-ils, qu'à l'indépendance et à la prospérité de la *Suisse*; dans la persuasion que ce pays sentira la nécessité de concourir spon-

tanément au même but. On demande des renseignemens sur les réclamations pécuniaires de *Berne*. Mr. de *Zerleder* présente au Comité un relevé de celles qui concernent le canton de *Vaud*, lesquelles dit-il, sont de nature à être soumises à l'arbitrage. Sur la question relative aux fonds placés en Angleterre, Mr. de *Zerleder* observe que le pacte fédéral suffit à la décision. Il s'en rapporte a l'article quatorzième, d'après lequel la Diéte 1815 doit prononcer sur ce qui sera conservé ou annullé, sur le nombre et la teneur des décrets émanés durant le maintien en vigueur de l'acte de médiation.

Le Duc *de Dalberg* et Mr. *de Humboldt* démandent, si les cantons de *Vaud* et d'*Argovie* réclament des portions de l'excédant des fonds bernois; point de réponse positive. Mr. *de Stein* demande, si *Berne* envisage la décision portée par le Comité de liquidation comme non avenue; point de réponse positive.

Mr. *de Zerleder* présente au comité des requêtes de la part des différentes autorités de l'*evéché de Basle*, qui désirent être réuni au canton de Berne. Il y joint deux mémoires, dont l'un concernant les réclamations territoriales faites par le canton d'*Uri* et l'autre celles de *Zug*. Les intérêts de ces cantons lui sont confiés.

Milord *Stewart* invite Mr. *de Zerleder* à déclarer, s'il est muni des pouvoirs nécessaires, en cas que les puissances intervenantes jugent à propos d'émettre une opinion définitive? Celui-ci y répond, en lisant l'extrait d'une lettre que son gouvernement lui avoit adressée, en date du 26. septembre, portant, qu'une intervention étrangère ne serait pas à désirer, encore, moins à solliciter, mais qu'elle deviendrait probablement nécessaire. A la suite de cet écrit, il fit lecture d'une lettre datée du 19. du courant, laquelle porte en substance, qu'il ne doit pas provoquer l'intervention étrangère, mais qu'on croit que la situation de la Suisse la rendroit bienfaisante. Mr. *de Zerleder* ajoute, comme son opinion personelle, qu'on doit lui faire une proposition claire et directe, pour être communiquée par son ministère au gouvernement de *Berne*. Là-dessus Mr. *de Zerleder* se retire.

On fait part au duc *de Dalberg* des principes de conciliation déjà adoptés; S. E. déclare, que *la France* ne désire que la transquillité de la *Suisse*, et qu'en conséquence, si les prin-

cipes adoptés sont envisagés comme propres à obtenir ce résultat, elle y acquiesce volontiers.

Après quoi le Comité, ayant fixé le 2. décembre, pour entendre les députés des nouveaux cantons, s'est ajourné.

Signé: *Stewart* Lieut. Gen.
Stein.
Dalberg.
Hamboldt.
Wessenberg.
Capo d'Istria.

NB. Als Beilagen zu Nro. III. siehe die zwey, von dem Gesandten des schweizerischen Kantons Bern dem Congreß in Wien eingereichte, Denkschriften, unter Nro. 48. S. 137. im Cod. dipl. vom Jahrg. 1815.

IV.

Protocole de la séance du 2 Décembre 1814.

Après la lecture et la signature du protocolle de la séance précédente, les députés du canton de *Vaud* et d'*Argovie* (MM. *Laharpe* et *Rengger*) furent introduits.

Mr. le Baron *de Wessenberg* au nom du Comité, ayant invité ces députés à expliquer l'objet de leurs vœux, ils déclarèrent chacun pour le gouvernement qu'il représentoit, que n'ayant rien à demander de leur côté, ils s'étoient présentés au congrès dans l'unique but de répondre aux prétentions que l'on élevoit contre leurs cantons respectifs.

Sur l'invitation du comité, les députés énoncèrent successivement les raisons, d'après lesquelles leurs gouvernemens s'opposoient à ces prétentions, soit territoriales, soit pécuniaires; ils y joignirent des représentations en faveur de l'intégrité du canton du *Tessin* et de *St. Gal*, dont les intérêts leur sont confiés, et ils se sont prêtés au désir du comité, en s'engagant à lui soumettre au plutôt un précis par écrit de ce qu'ils venoient d'exposer verbalement. Sur la question des lods pour lesquels *Berne* demandoit des indemnités au canton de Vaud, Mr. *Laharpe* proposa, mais sans autorisation, que *Vaud* abandonnât à *Berne* sa portion de l'excédent des fonds anglais, à condition que celle-ci destinât le dit excédent au